



Leseprobe

Prof. Dr. Ernst Engelberg, Dr.
Achim Engelberg

Bismarck

Sturm über Europa.
Biographie

»Der Verlag verspricht ein Lesevergnügen ersten Ranges, und dem ist schwer zu widersprechen.« *HNA*
Hessische/Niedersächsische Allgemeine

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



Seiten: 864

Erscheinungstermin: 13. November 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Größe und Tragik des Eisernen Kanzlers

Mit seiner Bismarck-Biografie hat Ernst Engelberg Maßstäbe gesetzt. Bis heute sind seine lebendige Zeichnung des ersten Reichskanzlers und die stilistische Brillanz dieses Meisterwerks der deutschen Geschichtsschreibung unerreicht. Engelberg schuf das faszinierende Bild einer unvergleichlichen Persönlichkeit und eines herausragenden politischen Werkes, das letztlich tragische Züge annahm. Nun ist der Klassiker in einer aktualisierten und gekürzten Neuausgabe erschienen – ein Lesevergnügen allerersten Ranges.



Autor

Prof. Dr. Ernst Engelberg, Dr. Achim Engelberg

Ernst Engelberg (1909–2010), war einer der bedeutendsten deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts. Seine große Biographie über Otto von Bismarck, deren erster Band 1985 gleichzeitig in West- und Ostdeutschland erschien, war ein politisch-publizistisches Ereignis. Zuletzt erschien bei Siedler »Die Bismarcks. Eine preußische Familiensaga vom Mittelalter bis heute« (2010, mit Achim Engelberg)

Achim Engelberg, geboren 1965, Dr. phil., schreibt regelmäßig u.a. für die »Neue Zürcher Zeitung« und

Ernst Engelberg

BISMARCK

STURM ÜBER EUROPA

herausgegeben und bearbeitet
von Achim Engelberg

Pantheon

Inhalt

KAPITEL 1

Bismarcks Werden und Suchen	9
Kindheit auf dem Lande und Schuljahre in der Residenz	9
Bismarcks Universitäts- und Referendarzeit	29
Ausbrechen aus der Enge	43
Aufs pommersche Land. Beruf ohne Berufung	59
Der Pietistenkreis in Pommern	76

KAPITEL 2

Im Kampf gegen die Revolution	93
Vom Gutsherrn zum Politiker	93
Vermählung und erster Kampf im Landtag	109
Vor und nach dem März 1848	122
Für Wiedererstarken der Krongewalt und ihrer Armee, gegen liberale Mitregierung und demokratische Volksbewegung	150
Das Olmütz-Erlebnis: Vom preußischen Unionsversuch zum österreichisch-russischen Diktat	182

KAPITEL 3

Auf politischem Vorposten: Vor und nach dem Krimkrieg	199
Endlich auf ureigener Berufsbahn	199
Erste Aktivitäten im Bundestag	207
Krisenbedrohter Konservatismus und Bismarcks taktische Überlegungen	222
Krimkriegserfahrungen	232
Bruch mit der Kamarilla	245
Grundzüge in Bismarcks Denken und Handeln	254

KAPITEL 4

Der Staatskrise entgegen: Als Gesandter in Reservestellung	261
Der preußische Gesandte in Petersburg und der oberitalienische Krieg	261
Kontakte zu Männern des Nationalvereins	277
Rückkehr nach Petersburg. Erregendes Italien	284
Über den »Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten«	290
Um die Heeresvorlage. Bismarck fürs Kommende gerüstet	295

KAPITEL 5		
Der Konfliktminister		307
Preußischer Verfassungskonflikt und bundespolitischer Zwist		307
Die polnische Frage. Krieg um Schleswig-Holstein.		
Beginn der liberalen Wende		319
KAPITEL 6		
Im Vorfeld der Revolution von oben		329
Auseinandersetzungen in und mit den Parteien		329
Bismarcks Freiheit in der Gebundenheit		334
Das österreichische Lager in der Defensive		338
Die Volksbewegung: Preußen am Vorabend des Krieges		343
KAPITEL 7		
Die Hegemonie Preußens		355
Die Revolution in Kriegsform		355
Wandlungen im Innern		369
KAPITEL 8		
Die Begründung des Norddeutschen Bundes		381
Die Arbeit an der Verfassung. Der konstituierende Reichstag		381
Die Luxemburger Krise. Die Militärpolitik		392
KAPITEL 9		
Der wirtschaftliche Fortschritt und die politischen Gegenströmungen		401
Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes.		
Das Zollparlament		401
Die Partikularisten		406
Die sozialistische Linke		413
Die Zerreißprobe		417
KAPITEL 10		
Der Krieg und die Reichsgründung		435
Vom Beginn des Krieges bis zum Ende der Herrschaft Napoleons		435
Der französische Widerstand gegen die Annexionen		440
Bismarcks Streit mit dem Generalstab.		
Der Waffenstillstand und der Vorfriede		443
Die Gründung des preußisch-deutschen Reiches		450

KAPITEL 11

Epochenwechsel	459
Friedensschlüsse und Pariser Kommune	459
Bismarck zu Hause	473
Des Kanzlers Macht und ihre Grenzen	483
Im Gründerrausch zur wirtschaftlichen Großmacht	497
Orientierung im europäischen Kräftefeld	507

KAPITEL 12

Staat und Kirche. Das disharmonische Zusammenspiel mit dem Liberalismus	519
Die Entstehung des Konflikts	519
Die Konfliktzeit	526

KAPITEL 13

Mannigfache Krisen	547
Der Gründerkrach	547
Die Militärfrage. Um ein Übereinkommen mit den Liberalen	552
Das prekäre Dreikaiserverhältnis	558
Kriegsgelärm und Bündnisängste im Frühjahr 1875	570
Lassalleaner und Marx-Anhänger vereint gegen Bismarck	578

KAPITEL 14

Kriegswolken aus dem Orient. Spannungen im Innern	585
Der aufständische Balkan und die drei Kaisermächte	585
Der Russisch-Türkische Krieg und die Großmächte	596
Schritte und Wege zur innen- und wirtschaftspolitischen Wende	604
Der Berliner Kongress und das deutsch-österreichische Bündnis	621

KAPITEL 15

Der Umschwung in der Innen- und Wirtschaftspolitik	635
Sozialistengesetz und Schutzzollgesetze	635
Bismarcks Kampf mit dem Parlament. Eine innenpolitische Niederlage	646

KAPITEL 16

Die Sicherheits- und Kolonialpolitik (1881 – 1885)	657
Außenpolitische Erfolge. Auf dem Höhepunkt	657
Erschütterungen in der Familie	666
Beginn der kolonialen Expansion	676

KAPITEL 17

Die Sozialversicherung. Veränderungen in den Parteien	687
Die Versicherungsgesetze – Bismarcks Lockungen	687
Neue Parteienkonstellationen	699
Immer wieder Streit mit dem Reichstag. Um den Arbeiterschutz	704
Die neue Industrielwelt: Unternehmer und Erfinder	706

KAPITEL 18

Die Krise der Innen- und Außenpolitik	711
Soziale Nöte und politische Repressionen	711
Polenpolitik und Rückzug aus dem Kulturkampf	713
Die bulgarische Krise im internationalen Spannungsfeld und der Zerfall des Dreikaiserbündnisses (1885/86)	721
Das Heer im politischen Kräftespiel. Der Kartellreichstag	737
Der Rückversicherungsvertrag. Gegen Präventivkrieg und Revolutionsgefahr	746

KAPITEL 19

Bismarcks Herrschaft im Niedergang	757
Der Kanzler im Dreikaiserjahr	757
Schriftsteller in Opposition. Arbeiterbewegung im Erstarken	769
Um die außenpolitische Perspektive	779
Zerfall und Verlust der Macht	786

KAPITEL 20

Rastlos im Ruhestand	801
Vom Regieren zum Frondieren	801
Gäste, Gespräche, Gewohnheiten	808
Veränderungen in Ökonomie und Politik	819
Die französisch-russische Entente. Fragen der Abrüstung	822
Warnungen und Spannungen. Die Reise nach Wien	826

KAPITEL 21

Ein Leben erlischt – ein Zeitalter geht zu Ende	837
Abschiednehmen	837
Vertanes Erbe	840

Nachwort des Herausgebers	847
----------------------------------	-----

Personenregister	853
-------------------------	-----

KAPITEL 1

Bismarcks Werden und Suchen

Kindheit auf dem Lande und Schuljahre in der Residenz

Lange und sehr verschiedenartige Traditionen waren es, mit denen sich der am 1. April 1815 als viertes Kind des Gutsbesitzers Ferdinand von Bismarck und seiner Frau Wilhelmine (geb. Mencken) in Schönhausen bei der Elbe geborene Otto von Bismarck auf seinem Lebensweg auseinanderzusetzen hatte: Er war väterlicherseits Sprössling eines alteingesessenen Adelsgeschlechts der Altmark, mütterlicherseits Abkomme einer Familie von Gelehrten und hohen Beamten. Gleichzeitig ward Otto von Bismarck an der Wende eines Zeitabschnitts geboren: Die napoleonischen Erschütterungen und Kriege gingen zu Ende; sein Geburtstag fiel in jene hundert Tage, da Napoleon, der Insel Elba entflohen und nach Paris zurückgekehrt, noch einmal versuchte, seine Herrschaft Frankreich und Europa aufzuzwingen. Der diktatorische Erbe der großen Französischen Revolution und Herrscher über die deutsche Nation scheiterte endgültig just im Frühsommer 1815, da Otto von Bismarck, der spätere königlich-preußische Testamentsvollstrecker der Revolution von 1848 und ihrer nationaldeutschen Forderungen, die ersten Lebenswochen verbrachte.

Im Geburtsjahr des preußischen Junkerssohns war das europäische Staatensystem entsprechend der Veränderung in den Kräfteverhältnissen zwischen den Klassen und Staaten neu zu gestalten. Das war die Aufgabe des vom September 1814 bis Juni 1815 tagenden Wiener Kongresses.

Zur territorialen und politischen Neuregelung in Europa gehörte auch die innerhalb Deutschlands.

England war der Hauptsieger in dem Jahrhundertkampf, der 1688 nach der Glorious Revolution begonnen, 1763 die Hegemonie der Bourbonen überwunden und mit der Niederwerfung Napoleons geendet hatte. England stärkte seine Stellung als erste Industrie- und Kolonialmacht Europas. Österreich zog sich vom Rhein zurück, nicht allein durch die Preisgabe Belgiens, sondern auch des Breisgaus, und baute dafür in Venetien seine italienische Stellung aus; Österreich wurde stärker als vorher eine Süd-, Ost- und Donaumacht, ohne auf hegemoniale Aspirationen in Deutschland zu verzichten. Russland rückte durch die Annexion von Zentralpolen weiter nach Westen vor. Frankreich, wo das bourbonische Königtum wieder eingesetzt wurde,

verlor nur Savoyen und Nizza, behielt jedoch Elsass und Lothringen. Preußen schließlich konnte sich zwar halb Sachsen, die Rheinprovinz und Westfalen einverleiben, aber sein Territorium blieb nach wie vor unzusammenhängend, durch Hannover und Hessen-Kassel getrennt.

In der Reichsgründungszeit hatte sich Otto von Bismarck nahezu mit all diesen territorialen Regelungen, die in seinem Geburtsjahr getroffen wurden, direkt oder indirekt auseinanderzusetzen, erst recht mit dem in Wien abgeschlossenen Bundesvertrag. Dieser war eine einzige Desavouierung aller nationalen Hoffnungen, da er weder eine Bundesregierung noch ein Bundesparlament brachte.

Das zentrale Organ des Bundes mit dem schönfärberischen Namen Bundestag und dem Sitz in Frankfurt am Main war eine Konferenz von Gesandten, die an die Instruktionen ihrer Regierungen gebunden waren. Die Souveränität der deutschen Fürsten, Ergebnis eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte, war geblieben.

Auf der Protagonistenebene des Wiener Kongresses waren die nationalpolitischen Gegensätze in Freiherrn vom Stein und Staatskanzler Metternich personifiziert. Metternich siegte über Stein, weil er sich sowohl auf die partikularistische Niedertracht ehemaliger Rheinbundstaaten wie Bayern und Württemberg, der stabilsten Hinterlassenschaften Napoleons auf deutschem Boden, als auch auf das Interesse der Großmächte an einem schwachen Deutschland verlassen konnte.

War Metternich der Planer und Gründer des antinationalen Fürstenbundes, genannt Deutscher Bund, so machte sich Zar Alexander daran, politisch das Zusammenwirken der Monarchien, insbesondere Mittel- und Osteuropas, zu fördern und diese ideologisch vom aufgeklärten Absolutismus mit seiner auch für die Monarchen gültigen Vertragslehre abzubringen. Stattdessen wollte er die Lehre vom Gottesgnadentum und von der Legitimität neu beleben und begründen. Diese Prinzipien der zaristisch inspirierten Heiligen Allianz sollten die Monarchien gegen das bürgerliche Streben nach konstitutionellen Verfassungen und nationaler Staatenbildung geistig besser rüsten, als dies nach Meinung der Neo-Konservativen die Anpassung ans Aufklärerische vermochte. Die Heilige Allianz, deren Kern der russische Zar, der habsburgische Kaiser und der preußische König bildeten, schien fähig zu sein, Geist und Macht der kommenden Jahrzehnte zu bestimmen. Tatsächlich vermochte sie es aber nicht, trotz der Karlsbader Beschlüsse mit ihrer Vorzensur, dem Verbot der Burschenschaften, der Entlassung unliebsamer Lehrkräfte wie etwa Ernst Moritz Arndt und der Überwachung der Universitäten. So wie in dem antinapoleonischen Unabhängigkeitskrieg Reaktionäres mit dem Streben nach preußisch-deutscher Regeneration zusammenwirkten, so war der Rückschritt der

von der Heiligen Allianz geprägten Restaurationsperiode gepaart mit dem Fortschritt, der sich ökonomisch-sozial, geistig und politisch auf die bürgerliche Nation hinbewegte.

Um in der revolutionär aufgewühlten Epoche, in die er hineinwuchs, eine Rolle spielen zu können, musste Otto von Bismarck sich zunächst und vornehmlich mit seiner eigenen Zeit auseinandersetzen; dennoch stellt sich auch die Frage nach den familiär überkommenen Traditionen, die er aufzunehmen, produktiv zu verarbeiten oder zu überwinden hatte. Die Hinterlassenschaften in Gestalt von Gutshäusern, Möbeln, Ahnenbildern und Grabsteinen, Dorfkirchen unter gutsherrlichem Patronat, Urkunden und schriftlichen Zeugnissen aller Art vermittelten die feudalen Ursprünge in Fülle. Mündliche Überlieferung mit ihrer merkwürdigen Mischung von Legendärem und Authentischem spielte in der Vorstellung der Adligen über Wert und Abfolge ihres Geschlechts eine große Rolle. Darüber hinaus nahm das Bewusstsein von Gesellschaft und Adel im Laufe des 19. Jahrhunderts ideologisch bestimmtere Konturen an und trug so zur schärferen Herausbildung des aristokratischen Standesbewusstseins bei.

Die Kinder aus der Ehe Ferdinand von Bismarcks mit Wilhelmine Mencken gehörten zu jenen Schichten, die die gesellschaftlichen und politischen Hauptstützen des altpreußischen Staates bildeten: Es waren die in ihren Gutsbezirken über die Bauern herrschenden Junker und die auf das Königtum unmittelbar eingeschworenen Offiziere und Beamten; zwar fehlten Pastoren in der väterlichen und mütterlichen Geschlechterfolge, aber nicht Domherren und Senioren von Domkapiteln. Während die Geschichte der Menckens nur bis in das 17. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist, kann man das Wirken der Bismarcks bereits im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts nachweisen.

Wenn jede Gegenwart zugleich das Vergangene in sich aufbewahrt, zuweilen mit sich herumschleppt, so war die Problematik der mit Bismarck verbundenen Reichsgründungszeit in besonderem Maße durch die der vorangegangenen Jahrhunderte mitbestimmt, vor allem durch die vom Ausland her begünstigte Verfestigung der mit Glaubensspaltung gepaarten Kleinstaaterei. Wer in der Zeit des nationalstaatlichen Umbruchs Politik betreiben, ja nur mitreden wollte, hatte mit den überkommenen Beziehungen von Adel, Bauern, Städtebürgern und Landesfürsten untereinander, aber auch zu den europäischen Staaten und Völkern zu tun; nicht allein die Gegenwart, sondern auch eine lange Vergangenheit waren dazu angetan, dem handelnden Individuum sowohl subjektive Bindungen als auch objektive Zwänge aufzuerlegen. Erst die Zusammenhänge von Vergangenem und Gegenwärtigem schaffen das jeweilige historische Milieu einer Nation und Region und sind mitbestimmend für die sozialen Beziehungen eines Individuums.

Für Bismarck war sein Geburtsjahr in doppeltem Sinne von gesellschaftlichem Gewicht: Einmal hat ihn jener in der Kindheit und Jugend vermittelte Erlebnisbereich der unmittelbaren Vergangenheit in hohem Maße geprägt, zum anderen wurde damals gesellschaftlich und staatlich der Rahmen und Inhalt für das geschaffen, was er in der Zukunft zu bewältigen hatte. Es konnte kaum anders sein, als dass der heranwachsende Knabe gleichsam Stück für Stück und mit den Jahren immer eindringlicher von all dem erfuhr, was Eltern, Verwandte, Freunde und Lehrer von ihrem Stand und Standort aus erlebt und verarbeitet hatten: Vom Vorfeld der großen Französischen Revolution bis zum Interventionskrieg der alten Mächte; vom Sonderfrieden Preußens 1795 bis zum Zusammenbruch der vom Alten Fritz überkommenen Armee 1806; von den Bedrückungen der Fremdherrschaft bis zu den Taten und Opfern des Befreiungskrieges, aber auch von dem wenig heldenhaften Hin und Her des diplomatischen Spiels um die Siegesfrüchte Preußens.

Über die Grenzziehungen und Annexionen der großen und kleinen Länder Europas werden sich die Gemüter in der Familie Bismarck kaum erhitzt haben, nicht einmal über die Bildung des Deutschen Bundes, der nur ein loser, die Souveränität der deutschen Fürsten wahrer Staatenbund wurde. Interesse dürfte schon eher die Frage gefunden haben, ob Sachsen ganz oder teilweise von Preußen annektiert wird. Immerhin war seit dem November 1814 als Nachfolger des russischen Obersten Prendel Generalleutnant Friedrich von Bismarck, also »Onkel Fritz«, Stadtkommandant von Leipzig. Dort muss, te er mit dem der Familie wohlbekannten Sächsischen Kammerrat und Großbankier Frege zu tun haben, der als Mitglied des Rats der Stadt seit der Völkerschlacht verantwortlich für die Leipziger Lazarette war. Diese Beziehungen mögen erklären, warum Frege einer der Paten Otto von Bismarcks war, wenn auch im Taufregister der Schönhausener Dorf- und Herrschaftskirche vom 15. Mai als abwesend notiert. Es will so scheinen, als ob bereits an der Wiege Otto von Bismarcks die Diplomatie eine Rolle spielte – eine Diplomatie, die die Widersprüche zwischen aristokratisch-patrizischer Solidarität und staatlicher Interessenlage mitunter auszugleichen hatte.

Was Otto von Bismarck von seinen Eltern und Ahnen an körperlich-nervlicher Konstitution und charakterlicher Wesensart geerbt haben mochte, verband sich organisch mit der von ihm gleichsam eingesogenen Lebensatmosphäre der ganzen Familie, mit ihren ökonomisch-politischen Interessen, individuell und sozial bestimmten Empfindungen, Denk- und Lebensgewohnheiten, ihren gesellschaftlichen Konnexionen und zeitgeschichtlichen Verstrickungen.

Während der ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens hatte Otto von Bismarck zwar viel Berührung mit dem Land, aber wenig mit seinem Geburts-

ort. Bereits im Frühjahr 1816 übersiedelte sein Vater Ferdinand von Bismarck mit der Familie nach Pommern in das neuerworbene Gut Kniephof, ohne Schönhausen aufzugeben. Wie überall tat man sich schwer hinsichtlich der Umwandlung der Besitz- und Nutzungsrechte der Bauern und Kossäten an ihren Grundstücken in ihr volles Eigentum und Ablösung ihrer Frondienste und Natural- wie Geldabgaben. Das relativ weitgehende Agrar-Edikt von 1811 wurde nie und nirgends angewandt, ja vielfach – wie interne Berichte zugeben – nicht einmal veröffentlicht. 1815 formell suspendiert und durch die Deklaration von 1816 ersetzt, also durch ein ganz neues Gesetz, das die Möglichkeit einer Eigentumsverleihung gegen Landabgabe an die Gutsherren auf die spannfähigen Bauern einschränkte. Erst das Gesetz vom März 1850 erklärte alle Bauern für regulierungsfähig.

Den Schwierigkeiten der Regulierungen und Separationen konnte ein Gutsherr in einem vielgliedrigen Dorf kaum ausweichen, wie dies in einer kleinen Siedlung möglich war. Anders als Schönhausen bestand Kniephof nur aus einem Herrensitz, dem Vorwerk und wenigen Feuerstellen. Das mag hinlänglich erklären, warum Ferdinand von Bismarck den pommerschen Besitz als Wohnsitz wählte und es seinem Inspektor Bellin überließ, mit den Bauern und ihren Streitereien an der altmärkischen Elbe fertig zu werden. Der neue Besitzer von Kniephof hatte das Gut von der Witwe seines Vettters mit den benachbarten Gütern Jarchlin und Külz samt totem und lebendem Inventar zu äußerst günstigen Bedingungen erworben. Zum lebenden Inventar gehörten – wie der schriftliche »Vergleich« auswies – dreißig Kühe und ein Bulle. Es war dafür eine Entschädigung von 890 Reichstalern ausgesetzt; als Gegenleistung für die Güter stipulierte der »Vergleich«, der eben kein Kaufvertrag war, die Verpflichtung, dass »der Herr Rittmeister von Bismarck aber ohne Verrechnung das Agio für das Geld und die Pfandbriefe«, die als Hypothek auf den Gütern eingetragen waren, übernahm; desgleichen sollte er »die Kriegs-Schäden aus dem Jahre 1807 und die Meliorationen vergüten«. Bemerkenswert ist noch, dass »als Beistand« dieses merkwürdigen Vergleichs Karl Wilhelm Zitelmann figurierte, ein Verwandter jenes gleichfalls aus Stettin stammenden Zitelmann, der in den 1850er Jahren Pressegehilfe und in den 1860er Jahren Chef des geheimen Nachrichtendienstes Otto von Bismarcks war. So gab es im vertraulichen Dunkel der Geschäfte eine gleichsam parallel laufende und zugleich aufsteigende Kontinuität von den Alten zu den Jungen. Vater Ferdinand jedenfalls, so simpel und phlegmatisch er sein mochte, bewies bei dieser Transaktion wie schon bei seiner Heirat zehn Jahre zuvor, dass er des Lebens günstige Gelegenheiten zu nutzen verstand; er konnte warten, bis die Umstände das Handeln erlaubten. Eine solche Eigenschaft sollte auch seinem Sprössling Otto später nicht fremd sein.

Die pommerschen Güter Külz, Jarchlin und Kniephof lagen im Abstand von etwa zehn Kilometern entlang einer Landstraße nordöstlich von Naugard. Im Eigentum ein und derselben Familie, wenn auch nicht immer der gleichen Familienmitglieder, unterstanden sie einer gemeinsamen Patrimonialgerichtsbarkeit und einem einzigen Kirchenpatronat, wobei die drei Güter in Jarchlin eingepfarrt waren, wo auch die alte, relativ kleine Kirche stand. Das nahe Naugard, Sitz des junkerlichen Landrats, des herrschaftlichen Justitiars und des ritterschaftlich beherrschten Kreistages, besaß nicht den patrizisch-bürgerlichen Charakter wie Tangermünde und Stendal, sondern war von Institutionen der Junker und ihren gesellschaftlichen Vorstellungen beherrscht.

Wollte man von Naugard aus das Bismarcksche Kniephof besuchen, stieß man zunächst auf Külz, wo eine doppelreihig mit Eichen bepflanzte Allee den Blick auf das Gutshaus zugleich freigab und begrenzte. Nach Kniephof hin zweigte von der Hauptstrecke eine auch mit Eichen umsäumte Straße ab, die zu zwei Dritteln aus einem gepflasterten Teil bestand, zu einem Drittel aus einem ungepflasterten, gleichsam danebenliegenden Weg, der Pferdehufen angemessen war. Kniephof war kein Dorf; da gab es nicht wie in Schönhausen Bauernhäuser und eine Dorfstraße, die sich da und dort verzweigte, keine trutzig-ehrwürdige Dorfkirche. Das Gutshaus war der bestimmende und beherrschende Teil des Fleckens. Eingangssäulen kurz vor seinem Hauptgebäude bildeten, wie übrigens auch in Külz, das Wahrzeichen herrschaftlichen Besitzes. Dem durch die Eichenallee auf das Herrenhaus Zufahrenden boten sich rechts die Wirtschaftsgebäude und Wohnungen der Gutsleute dar, links erstreckte sich der feudale Park- und Waldbesitz.

Der Herrnsitz bestand aus einem Mittelbau von zwei Stockwerken und zwei einstöckigen Anbauten mit Dachstuben in den Seitengiebeln. Auf der Rückseite des Gutshauses befand sich eine Gartenstube mit Veranda. Im rechten Anbau wohnte die Dienerschaft in einfachen, geweißten Stuben. Der Hausflur war ziegelsteingepflastert, also weniger für den Empfang von Gästen vorgesehen, sondern zum Abstampfen von Acker-, Wald- und Stallstiefeln. Ausmaß und Einrichtung des Herrenhauses waren von solchem Zuschnitt, dass es niemandem in den Sinn kam, es als Schloss zu bezeichnen. Schon ein flüchtiger Vergleich lässt in Schönhausen das stattliche Dorf als relativ selbstständigen Teil erkennen, während in Kniephof alle Bauten dem Gut gehörten und auch räumlich dem junkerlichen Gutshaus zu- und untergeordnet waren. Das alles gibt eine ahnende Vorstellung vom pommerschen Patriarchalismus, von der materiellen Not und geistigen Erniedrigung des Hausgesindes und der Landarbeiter. Nur die fabrikähnliche Schnapsbrennerei – wie die meisten anderen Bauten ebenfalls rechtsseitig vor dem Gutshaus gelegen – wirkt etwas klotzig-befremdlich, als aufdringliches Zeichen willkommener Geld-

einnahmen und zugleich als Einbruch des Kapitalismus in den patriarchalisch verbrämten Feudalismus.

Für den heranwachsenden Otto von Bismarck hingegen wurde Kniephof für einige Jahre zum Knabenparadies. Pommern war es, das seinen Erlebnisbereich nachhaltig prägte, weitaus mehr als die Altmark. Immer galt seine größere Liebe jenem Flecken Erde, auf dem er in früher Ungebundenheit umherstreifen konnte. Auch der zum Manne gewordene Bismarck liebte den waldigen, leicht hügeligen Bereich um Kniephof herum weitaus mehr als die Flussniederungen bei Schönhausen. Er mochte den schönen, in Wald übergehenden Kniephofer Park mit seinem in sanftem Bogen geschwungenen Weg, seinen Lichtungen, den Fischteichen und nicht zuletzt den alten Eichen. Alles bot zudem willkommene Gelegenheit zum Reiten und Jagen. Landschaft und Herrschaft waren hier in eins verwoben.

Ende 1821 nahte die Zeit, da der junge Otto die ländliche Idylle und häusliche Nestwärme mit der Erziehungsanstalt im fernen Berlin vertauschen musste. Der fast fünf Jahre ältere Bruder Bernhard war dort schon seit etwa einem Jahr in Vollpension untergebracht. Junkersöhne auf dem Lande einzuschulen konnte der Familie gar nicht in den Sinn kommen, dazu waren die dort vermittelten Kenntnisse zu dürftig. Außerdem sollte sich ein junger Herr mit den Dorfjungen und -mädchen nicht so gemein machen beim Herumstreifen in Wald, Flur und Stallungen; erst recht aber gehörte er nicht mit ihnen in denselben Schulraum. Und was für Räume waren das, gerade in Pommern, wo es oft genug ein zähes Gefeilsche gab, wer denn den Bau der Schulbauten zu finanzieren oder für deren Instandhaltung aufzukommen habe. Es gab noch in den 1840er Jahren Gutsbesitzer, die allen Ernstes erklärten, sie würden wegen der Besteuerung zu Schulkosten verschulden – worauf allerdings die Regierung antwortete, dass ihr bislang kein einziger derartiger Fall bekannt geworden sei. Ein entnervender Kleinkrieg war da selbst um die kleinsten Verbesserungen zu führen, etwa um das Ersetzen von Lehmböden durch Holzdielen in den Schulzimmern. Diese sollten nach dem Willen vieler Junker möglichst so geräumig sein, dass darin ein Lehrer »selbst 100 und mehr« Schüler unterrichten könne. Auf diese Weise sollte die »Unterhaltung mehrerer Schulklassen, und also mehrerer Schullehrer und deren Familien«, vermieden werden. Angesichts des pädagogischen Fortschritts und der Fülle des Unterrichtsstoffes erschien es den Bismarcks auch nicht mehr angängig, einen alles unterrichtenden Hauslehrer zu halten; vielmehr drängte die bildungsbeflissene Mutter Wilhelmine darauf, dass ihre Söhne in einer renommierten Schule der Residenz untergebracht würden. Dort hatten die Bismarcks ohnehin eine Stadtwohnung, die sie nach alter Gewohnheit im Winter aufsuchten.

Es war bekannt, dass die Schüler in der Anstalt des Pädagogen Johann Ernst Plamann nach Methoden Pestalozzis, verbunden mit eifriger Pflege des Turnens und körperlicher Abhärtung, bis zur Tertia-Reife des Gymnasiums unterrichtet wurden. Zu der Zeit, da der junge Otto von Bismarck Schüler in der Plamannschen Lehranstalt wurde, waren ihre berühmtesten Lehrer dort schon nicht mehr tätig: Christian Wilhelm Harnisch leitete von 1822 an in Weißenfels jenes Lehrerseminar, das den Namen »Das Schulmeisterhauptquartier« bekam; der Mathematiker, Kartograph und Mitbegründer des deutschen Turnens, Karl Friedrich Friesen, war als ein Führer der Lützowschen Freischar im März 1814 gefallen; der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, als »Demagoge« verdächtigt und verhaftet, hatte eine Festungsstrafe abzusitzen. Nur Ernst Wilhelm Eiselen war noch als Mathematiker, Turn- und Fechtlehrer am Plamannschen Institut tätig, das er jedoch 1825 verließ, um eine eigene Turnanstalt, später auch für Mädchen, zu gründen.

In den Jahren unmittelbar nach dem Befreiungskrieg herrschte im Institut »ein Geist des frischesten Lebensmutes, der freudigsten Hoffnung, der hingebenden Vaterlandsliebe, der ungeheuchelten Gottesfurcht und Frömmigkeit und des wissenschaftlichen Lerneifers«, so schrieb der Nachfolger Friesens, Karl Friedrich von Klöden, in seinen Jugenderinnerungen. Doch je mehr die Reaktion in Staat und Gesellschaft an Boden gewann, desto mehr wurde bei Plamann Pestalozzis Methode, wahrscheinlich auch falsch verstanden, verselbstständigt und nicht mehr belebt durch die innere Begeisterung für menschlich-gesellschaftlichen Fortschritt und nationale Erneuerung. Gegen eine solche Erstarrung lehnten sich – allerdings vergeblich – die pädagogisch und wissenschaftlich ehrgeizigsten Lehrer auf.

Der alte Geist der Freudigkeit und des gegenseitigen Wohlwollens zwischen Lehrer und Direktor wie zwischen Lehrer und Schüler ging in den von Plamann immer unsachlicher geführten Auseinandersetzungen unter; an die Stelle der fast familiären Verbundenheit unter den Schülern trat eine rüde Art des Miteinanderumgehens, die als biedere Deutschtümelei hingenommen wurde. Wie die Methode des Unterrichts veräußerlichte sich auch die Ordnung des Instituts. Was dem Unterricht dienen sollte, wurde ein selbstständiger Wert, treudeutsch und bieder. Überdies ängstigte sich Plamann, ob er seine Lehranstalt noch lange aufrechterhalten könne. Das war die Lage, als der junge Otto von Bismarck ihr anvertraut wurde.

Schon der Tagesplan und das Ordnungsgebaren der Erziehungsanstalt spiegeln in manchem den Geist der Verhärtung und Existenzangst wider: Punkt 6 Uhr war Wecken; das Frühstück bestand aus Milch und Brot; um 7 Uhr sollten die Schüler mit einer religiösen Erbauung und einer Ansprache des Direktors auf die Lehrstunden eingestimmt werden; um 10 Uhr folgten

eine halbe Stunde Erholung und das zweite Frühstück, bestehend aus trockenem Brot; um 12 Uhr teilten die Frau Direktor Plamann und ihre Nichte jedem Lehrer und Schüler die ihnen zukommende Portion des Mittagessens selbst aus. Was der Reichsgründer Otto von Bismarck noch nach Jahrzehnten über das »künstliche Spartanertum« bei den Plamanns erzählte, ist so kräftig anschaulich und mit dem von anderen Mitgeteilten konform, dass man ihm glauben kann; immer habe es im Institut »elastisches Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden. – Und Mohrrüben – roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke.« Das Abendbrot bestand in der Regel aus Warmbier oder belegten Butterbroten. Hungrig vom Schwimmunterricht, so erinnerten sich ehemalige Schüler Plamanns, hätten die Söhne wohlhabender Eltern nicht verschmäht, auf der damaligen Köpenicker Flur vom Feldhüter ein paar Kohlrabi zu erbetteln und sie gierig zu verschlingen. Niemals, so versicherte der alte Bismarck, habe er sich bei Plamanns satt gegessen.

Das Institut des immer griesgrämiger werdenden Plamann war in seiner Mischung von Strenge, Glauben und Knickerei ein christlich-germanisches Pädagogikunternehmen – eine zivile Kadettenanstalt, verwaltet nach Prinzipien ähnlich denen der alten Kompaniewirtschaft; die Verlust- und Gewinnrechnung wurde auf Kosten der ärmlich bezahlten Lehrer und der schlecht ernährten Schüler ausbalanciert. Der humane Geist eines Pestalozzi und der deutsch-patriotische Elan waren weitgehend einer altpreußischen Devise gewichen: Gelobt sei, was da hart macht! Diese sicherlich so nicht formulierte, aber energisch praktizierte Haltung schreckte die adligen Gutsbesitzer jedoch nicht ab. In dem Institut fanden sich deshalb junge Herren ein wie die von Puttkamer, von Bredow und andere. Manche dieser Mitschüler kreuzten später die Wege Otto von Bismarcks und leisteten ihm bisweilen kleine Dienste.

An dem lebenslangen, aufrichtigen Groll Bismarcks gegen Plamanns Anstalt kann nicht gezweifelt werden. Zu dem Freund Robert von Keudell meinte er im Juni 1864: »Meine Kindheit hat man mir in der Plamannschen Anstalt verdorben, die mir wie ein Zuchthaus vorkam.« Bis zum sechsten Jahr wäre er in Kniephof fast immer in freier Luft oder in den Ställen gewesen. Nach dieser Ungebundenheit auf dem väterlichen Hof erschütterte die Berliner Pension das kindliche Gemüt: »Wenn ich aus dem Fenster ein Gespann Ochsen die Ackerfurche ziehen sah, mußte ich immer weinen vor Sehnsucht nach Kniephof«, so berichtete Bismarck weiter. »In der ganzen Anstalt herrschte rücksichtslose Strenge. ... Mit der Turnerei und Jahnschen Reminiszenzen trieb man ein gespreiztes Wesen, das mich anwiderte. Kurz, meine Erinnerungen an diese Zeit sind sehr unerfreulich. Erst später, als ich aufs Gymnasium und in eine Privatpension kam, fand ich meine Lage erträglich.«

Bismarck spitzte in seinen Lebenserinnerungen all seine Kindheitserfahrungen politisch zu, aber resümierte menschlich zurückhaltend. Die deutsch-nationalen Eindrücke, die er von Plamann mitbrachte, seien »im Stadium theoretischer Betrachtungen« geblieben und »nicht stark genug« gewesen, um »angeborene preußisch-monarchische Gefühle« auszutilgen. Hinzu kam, dass der Wert des bei Plamann vermittelten Wissens und Könnens im Hinblick auf die Vorbereitung für das Gymnasium gerade von Lehrern angezweifelt wurde. Wie dem auch sei, alle bildungsmäßigen Vorzüge im Unterricht wurden von der Aversion, die die Erziehungsmethode dem jungen Bismarck einflößte, so überschattet, dass sich im Verlauf seines Lebens nur die Schatten verlängerten.

Alle Bemühungen apogetischer Schriftsteller, das Plamannsche Institut nachträglich zu glorifizieren, als hätte sich dort die soldatische Natur Bismarcks entfaltet, treffen nicht dessen Empfindungsart, die sich stets militärischer Disziplinierung entzog. Da tönte es wenige Jahre später in einem Studentenbrief forsch und frei daher, er hätte »dem zuletzt ziemlich kategorischen Drängen« seiner Eltern, »Soldat zu werden, mit siegreicher Festigkeit widerstanden«. Die Legende von seiner frühmilitärischen Größe missbilligte Bismarck selbst; er wollte – wie Erich Marcks im Gespräch von ihm erfuhr – seine Schuljahre »nicht heroisiert« sehen. Nach dem Worturteil im Zeugnis über seinen Schulbesuch im Winter 1825/26 waren seine Leistungen, außer im Lernen der Geschichtszahlen, als gut anzusehen, aber er neigte im Arbeiten, Denken und selbst im Turnen zur Übereilung. Sein »natürlicher Frohsinn« sollte ihn darüber wachen lassen, dass »jedes seine rechte Stelle habe, der Ernst bei der Arbeit, und die Fröhlichkeit im geselligen Leben«. Aus dem Jahre 1826 stammt ein vom Berliner Maler Franz Krüger angefertigtes Porträt Otto von Bismarcks. Wie es einem Plamannschüler geziemte, zeigte er sich im altdeutsch geschneiderten Schnürrock und Schillerkragen. Ein kecker Junge schaut da in die Welt, man glaubt ihm, dass er sich zu wehren weiß; seine Augen sind wach und klug, sein kritischer Blick ist auffallend und vom Maler als wesensbestimmendes Merkmal erfasst.

Man schickte damals angehende Offiziere erst mit fünfzehn Jahren aus dem Haus und möglichst in von Verwandten oder Bekannten befehligte Regimenter. Bismarck jedoch musste schon mit sechs Jahren in eine fremde Schule gehen. Möglicherweise begründete nicht zuletzt die allzu frühe und jahrelange Disziplinierung ohne häusliche Wärme das gestörte Verhältnis Bismarcks zu seiner Mutter, zumal diese nervöse, immer kur- und gesellschaftsbedürftige Dame ihren Jungen auch in den Ferien gern zu Onkel Fritz nach Templin bei Potsdam schickte, dorthin, wo heute das Forsthaus steht.

Ottos Bruder Bernhard gegenüber brachte es die Mutter im Frühjahr 1825 sogar fertig, Strafen anzudrohen, die ihren persönlichen erzieherischen

Alle diese vorwurfsvollen, bitteren und letztlich erfolglosen Beschwörungen offenbarten das Unvermögen der Mutter, den Geist mit dem tätigen Leben zu verbinden und die andere Wesensart der Söhne zu erkennen. Mit den Erwartungen der bildungsbeflissenen Tochter eines ebenso höfisch wie intellektuell gewandten Vaters wollte sie Kinder haben, die sich in gehobenen Sphären der Gesellschaft um ihren Platz bemühten. Doch selbst Otto, begabter und sensibler als Bernhard, war von Natur aus schon so früh geprägt, dass es ihm unmöglich war, sich vom Lebensnahen und Erdverbundenen zu entfernen und im Schöngeistigen zu verlieren. Das Wesen ihrer Kinder missverstehend und Maßstäbe anlegend, die ihrer Art nicht entsprachen, wirkte die Mutter – aus der Ferne – mit lehrhafter Penetranz. Das ständige Mahnen ließ Herzenswärme trotz aller Beteuerungen mütterlicher Liebe vermissen. Das war es, worunter der junge Otto litt und wogegen er sich jugenhaft wehrte.

Um ein abgeklärtes Urteil bemüht, schrieb er später, im Februar 1847, an seine Braut Johanna über das Verhältnis zu seiner Mutter: »Sie wollte, daß ich viel lernen und werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart und kalt gegen mich sei: als kleines Kind haßte ich sie, später hinterging ich sie mit Falschheit und Erfolg.« Und wenn er versöhnlich gegenüber der Mutter konzedierte, »die mittelmäßigste Mutterliebe mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht« sei »doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe«, so schrieb er auch zerknirscht an Johanna weiter: »Ich habe mich vielleicht nirgends schwerer versündigt als gegen meine Eltern, gegen meine Mutter aber über alles.« Wenn Bismarck seiner Mutter noch nachträglich das absprach, was der Berliner »Gemüt« nennt, dann stimmte dies mit dem Urteil einer Verwandten und Spielgefährtin seiner Jugend überein.

Zum Vater hatte der Sohn Otto noch am ehesten eine emotionale Bindung, denn Ferdinand von Bismarck war gutmütig, ließ den Jungen, wie dieser selbst schrieb, »nachsichtig gewähren« und kümmerte sich herzlich wenig um dessen geistige und seelische Entwicklung. Mit simplen, im eigenen Leben gewonnenen Erfahrungen wusste er zwar aufzuwarten, etwa, dass man sich das Geld nicht abborgen lassen solle, das mache nur Feinde. Aber außer der pragmatischen Forderung an die Söhne, sie möchten am Ende in einem rechten Beruf Fuß fassen – Otto zum Beispiel sollte vor der Übernahme der Güter das Assessorenexamen machen oder sonst die militärische Laufbahn einschlagen –, ließ Ferdinand von Bismarck die Söhne unbehelligt und die Erziehungsmethoden von seiner geistig regen Frau bestimmen.

Doch auch das Verhältnis Otto von Bismarcks zu seinem Vater war nicht unbelastet – es litt am Widerspruch zwischen emotionaler Bindung einerseits sowie Schamgefühl und verletztem Stolz andererseits, wenn der Vater sich

wieder einmal zu ungeschliffen benahm. So heißt es in dem erst 1968 ungekürzt veröffentlichten Brief vom 23. Februar 1847 an die Braut: »Meinen Vater liebte ich wirklich, wenn ich nicht bei ihm war, fühlte ich Reue über mein Benehmen gegen ihn, faßte ich Vorsätze, die wenig standhielten; denn wie oft habe ich seine wirklich maßlose, uninteressierte, gutmütige Zärtlichkeit für mich mit Kälte und Verdrossenheit gelohnt, und noch öfter aus Abneigung, die mir anständig erscheinende Form zu verletzen, ihn äußerlich geliebt, wenn mein Inneres hart und lieblos war über anscheinende Schwächen, deren Beurteilung mir nicht zustand und die mich doch eigentlich nur ärgerten, wenn sie mit Formverletzung verbunden waren. Und doch kann ich die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ich ihm gut war im Grunde meiner Seele.« Das wirft in der Tat ein bezeichnendes Schlaglicht auf den Vater wie auf den Sohn. Otto von Bismarcks Formgefühl, das früh entwickelt war, reagierte äußerst sensibel auf des Vaters oft ungehobelte Art.

Das Urteil des Sohnes über seinen Vater wurde in schlichter Erzählung, ohne reflektierende Betrachtung von der Cousine Hedwig von Bismarck bestätigt, die in ihren Erinnerungen dem »Onkel Ferdinand« ein gutes Gedächtnis bewahrte: Er »hatte für uns immer ein freundliches Wort oder einen heiteren Scherz, besonders wenn Otto und ich auf seinen Knien ritten«. Sie erinnerte sich aber auch mit »gelindem Schauer« seiner unverblühten Äußerung, als er 1816 die pommerschen Güter Kniephof, Jarchlin und Külz nach dem Tode eines entfernten Verwandten erwarb; da meinte er, dass »ein kalter Onkel mit einer Gütersauce ein ganz annehmbares Gericht sei«. »Dergleichen drastische Äußerungen«, so fährt sie fort, »waren ihm überhaupt eigen, und er wurde oft damit geneckt, daß er in das Fremdenbuch eines Gasthofs unter die Rubrik ›Charakter‹ geschrieben hatte: ›niederträchtig‹«.

Bei dem intellektuell und charakterlich ungleichen Elternpaar ermangete dem heranwachsenden Jungen Wesentliches: die mütterliche Wärme, die erst den tieferen Zugang zu Herz und Verstand des Kindes erschließt, und der väterlich-besonnene Ernst, der Rat und Achtung vermitteln kann.

Die wenigen schriftlichen Bemerkungen, die sich Ferdinand von Bismarck mitunter abrang, halten mit dem flüssigen Stil seiner Frau keinen Vergleich aus. In unfreiwilliger Komik schreibt er etwa: »Heute ist Ottos Geburtstag. Die Nacht ist uns ein schöner Bock krepirt. Welch niederträchtiges Wetter.« Otto von Bismarck urteilte daher später in seinem Werbebrief um Johanna von Puttkamer über sein Elternhaus mit gemessenem Abstand: »Ich bin meinem elterlichen Hause in frühesten Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb.«

Von einer Bismarck-Biographie in die andere schleppte sich die vereinfachte, zu falschen Schlussfolgerungen führende Vorstellung, dass sich bei der Potsdamer Trauung der Eltern eine bürgerliche Demoiselle mit einem Mann aus märkischem Uradel verband; tatsächlich waren die Menckens so wenig bürgerlich selbstbewusst, dass sie nicht nur, wie manche Bürgerliche, ihr Kapital in Grundbesitz anlegen, vielmehr auch sozial in das Milieu des mit dem Absolutismus verbundenen Landadels eindringen wollten; andererseits trachteten die adligen Bismarcks mit Hilfe der nicht-adligen Menckens danach, von der Aureole preußischen Königtums beschienen zu werden. Immerhin stand Louisens Mutter, die bis 1818 lebte, dem preußischen König so nahe, dass sie 1812 die Krongüter Königs Wusterhausen und Hohenlehme gepachtet und deren Verkauf an ihren Sohn und dessen Ernennung zum dortigen Oberamtmann bewirkt haben soll. Ferdinand von Bismarck ging mit Louise Wilhelmine Mencken keine Mesalliance ein, nicht einmal eine bloße Alliance, sondern eine soziale Symbiose: Der Gutsherr, der in Schönhausen nur Leutnant a. D. war, gewann mit dieser Heirat an sozialem Ansehen.

Die Ehe war zwar nicht sozial, aber sicher menschlich eine Mesalliance. Alle Indizien sprechen dafür, dass die Potsdamerin im Alter von siebzehn Jahren von ihrer höfisch liierten Familie gedrängt worden war, den fünfunddreißigjährigen Landjunker zu heiraten. Auch wenn Ferdinand alles andere als ein Tyrann war und seiner Frau in vieler Hinsicht freie Hand ließ, waren sein sozialer Umkreis und geistiger Horizont viel zu eng, als dass sie sich menschlich und geistig in dieser Ehe hätte entfalten können. Wilhelmine von Bismarcks Versuche, in der ihr nicht vertrauten Landwirtschaft verbessernd und erneuernd einzugreifen, scheiterten zudem kläglich an der Diskrepanz zwischen ihrem bildungsbeflissenen Wollen und ihrem tatsächlichen Können. Daher verirrte sich ihre intellektuelle Aufnahmebereitschaft schließlich in manche jener mystischen Vorstellungen, die der Restaurationszeit eigen waren. Je deutlicher sie mit den Jahren erkennen musste, dass ihr Bildungsideal von den Söhnen unerfüllt, ihr gesellschaftlicher Ehrgeiz unbefriedigt bleiben musste, desto bitterer wurde sie, desto mehr litt sie auch körperlich. In einem Brief an den Sohn Bernhard heißt es einmal, sie müsse ihre Gesundheit, die »ohnehin genug durch den Kummer mancherlei Art« leide, vor schmerzlichen Szenen bewahren; das sagt wenig und doch genug über die Tragik ihres Lebens.

Otto von Bismarcks Kindheit war sicherlich nicht unglücklich, obgleich er im Beziehungsgeflecht von Familie, Schule und Gesellschaft mancherlei Spannungen ausgesetzt war. Im gesellschaftlichen Leben jedenfalls war er so vorgeformt, dass das Bürgertum ihn nicht von seinen inneren Bindungen an die langen Traditionen des Junkerlebens und des Preußentums abbringen

»War zuweilen unterbrochen, auch fehlte seinem Schulbesuch unausgesetzte Regelmäßigkeit.«

Die mathematischen Kenntnisse des Schülers wurden nur als befriedigend beurteilt, merkwürdigerweise auch die in Geschichte und Geographie; hier war das Pauken der Geschichtsdaten offensichtlich die schwache Seite. Das Griechische schob er auch gerne von sich und bezeichnete es später als unnötig. Anders verhielt er sich gegenüber dem Latein, der europäischen Schlüsselsprache. Damals wurden die Schüler in antiker Geschichte lateinisch gefragt und mussten lateinisch antworten. Der junge Bismarck konnte dies geläufig in Wort und Schrift; in seine späteren Reden und Gespräche flocht er gerne lateinische Sentenzen und Wendungen ein. Was die neueren Sprachen betraf, so wurde ihm bezeugt, dass er »die französische und englische Sprache mit besonderem Erfolg« betrieben habe. Damit war die Grundlage dafür geschaffen, dass er als Erwachsener Französisch und Englisch völlig beherrschte; Russisch sprach er ausreichend, Italienisch und Polnisch leidlich und etwas Spanisch, Holländisch und Dänisch. Im Deutschen, so hieß es im Zeugnis, besaß er »eine sehr erfreuliche Gewandtheit«. Sie bildete er weiter aus, lesend, schreibend und durch empfindungsstarkes Beobachten im täglichen Leben, nicht zuletzt indem er sich das ländliche Vokabular in seiner drastischen Anschaulichkeit aneignete; so wurde er zu einem glänzenden Stilisten. Es spricht für das hohe Niveau der Ausbildung und der Schüler in diesen Berliner Gymnasien, dass der angehende Studiosus Otto von Bismarck, den die Lehrer als einen »fähigen und wohlvorbereiteten Jüngling« ansahen, im Zensuren-durchschnitt beim Abitur nur der fünfzehnte unter achtzehn Schülern war.

Nach dem Leben im kasernenmäßigen Internat der Plamannschen Anstalt bot das private Wohnen während der Gymnasialzeit vom Herbst 1827 bis zum Frühjahr 1832 dem jungen Otto von Bismarck neue Voraussetzungen für jene menschlich-geistige Entwicklung, die ihm keine Schule vermitteln konnte. Zunächst lebte Otto in der Berliner Stadtwohnung, die seine Eltern für sich und die Kinder in der Behrenstraße 53 unterhielten. Den Winter verbrachten sie dort alle zusammen; im Sommer, da sich die Eltern in Kniephof aufhalten wollten, wirtschafteten die Herren Söhne insofern allein, als sie nur von einer Haushälterin gepflegt und versorgt und jeweils von einem Hauslehrer recht und schlecht überwacht wurden.

Der alternde Friedrich von Bismarck, der pensionierte Generalleutnant und Templiner »Onkel Fritz«, wohnte während des Winters und im Frühjahr gleichfalls in der Behrenstraße 53, wurde dort im Kreise von Bruder, Schwägerin und Neffen versorgt und konnte diesen wiederum in seiner Eigenschaft als militärisch wie politisch verdienter General eine honorige Stellung in der offiziös-hauptstädtischen Gesellschaft verschaffen. Onkel Fritz leistete noch

andere Dienste in der hauptstädtischen Wohngemeinschaft. Da gab es manche Zusammenstöße zwischen der nervös unausgeglichenen Mutter und ihren mehr selbstbewussten als menschlich reifen Söhnen. Vater Ferdinand konnte da kaum etwas ausrichten, vielmehr musste sein Bruder Friedrich zwischen Mutter und Söhnen vermittelnd eingreifen. Im Dezember 1829, knapp vier Monate vor seinem Ableben, schrieb er an seine Neffen: Sie müssten ihren Platz für sich haben, nicht zu nahe der zarten, von Schlaflosigkeit geplagten Mutter, »zwei Nachbarn wie meine werten Neffen, mit Trompetenlungen und Posaunenstimmen, die nur sehr laut mit dem Vater sprechen können, die im Ulanenschritt gehen, von Ulanen usw. des Morgens besucht werden, die schon früh umherpoltern müssen ...«

Natürlich ging es hier nicht allein um das jugendliche Ungestüm, das die Ruhe der Mutter störte; es konnte gar nicht anders sein, als dass zwischen ihr und ihren Söhnen die alten Gegensätze in Lebensart und Geisteshaltung immer wieder aufbrachen. Friedrich von Bismarck starb in der Berliner Stadtwohnung seines Bruders am 2. April 1830, einen Tag nach dem Geburtstag des fünfzehn Jahre alt gewordenen Otto. Wenige Wochen danach zogen die Eltern nicht nur, wie alljährlich im Frühsommer, nach Kniephof, sondern gaben ganz und gar das Berliner Domizil auf. Sohn Bernhard studierte in Leipzig, Otto wurde als Pensionär bei Professor Prévost untergebracht und ein Jahr darauf im Hause von Dr. Bonnell, dem Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums.

Im Familienkreis der Berliner Stadtwohnung war »Onkel Fritz« moralisch-geistig die beherrschende Figur. Die Behrenstraße 53 besuchten die Prinzen Karl und Albrecht, ebenso der Erbgroßherzog Paul Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin, auch Offiziere und »alte Herrn mit Ordenssternen«, natürlich auch Landjunker, die dann und wann in die Residenz kamen. Die Bismarcks wiederum waren zu Gast bei Soireen in Häusern hochgestellter Herrschaften, so auch beim erkonservativen Innen- und Polizeiminister Schuckmann. Doch von den Hofgesellschaften schien die ehrgeizige Frau Wilhelmine ausgeschlossen; es fehlte ihr, mit spitzer Frauenzunge über sie gesagt, zweierlei: das »von – vor dem Namen und das ... noch wichtiger erklärte argent in der poche«. Otto von Bismarck hat nie berichtet, was ihm in der Familie von den Soireen und Besuchen zu Ohren kam. Bemerkenswertes scheint sich nicht im Gedächtnis festgesetzt zu haben, aber es müsste seltsam zugegangen sein, wenn der hellwache Junge nicht gesprächsweise einiges vom Gerede über den Hof, die Verwaltung, das Heer, über Avancement oder Zurücksetzung mitbekommen, nicht kritische Worte über Gesellschafts- und Staatszustände, auch hochgestellte Personen gehört hätte. Die Landjunker, die die Bismarcks in der Berliner Stadtwohnung aufsuchten, waren keineswegs immer hochgestimmt,

sondern murrten und knurrten herum, auch wenn es ihnen durchaus nicht so schlecht ging, wie sie vorgaben. In der Tat war das Umgehen mit den Bauern problematischer geworden; die betriebs- und marktwirtschaftlichen Fragen komplizierten sich zusehends. Mit Geld gingen die Adligen seit Jahrhunderten um, aber jetzt erhielt es eine bedrohliche, fast das ganze Leben beherrschende Gewalt. Die Bürger drangen in alle Poren der Gesellschaft ein, erschlichen sich auch manche Positionen im Staat und zersetzten ihn zudem mit ihren letzten Endes immer noch aufklärerischen Ideen.

Wie konnte es anders sein, als dass die engere und weitere Familie dem jungen Otto im aufnahmefähigen Alter von zehn bis fünfzehn Jahren von der dramatisch zugespitzten Zeitgeschichte mehr vermittelte, als es die Schule je tun konnte und wollte. Diese brachte ihm etwa über den Befreiungskrieg in präzeptorhafter Weise bei: »Der König rief und das Volk stand auf«; die Soldaten marschierten, die Feldherren lenkten und mit ihnen der liebe Gott, die Schlachten tobten und alle siegten über das napoleonische Ungeheuer, den »Unüberwindlichen«, wie es noch 1812 hieß. Es waren verschiedene Kanäle, über die Otto von Bismarck eingehender erfuhr, was nicht nur auf offener Szene der Weltgeschichte, sondern auch hinter den Kulissen vor sich gegangen war und ging, wie in aristokratischer Kumpanei Konnexionen geschaffen, zerrissen und wieder geknüpft wurden, wie im stillen mit und ohne Augenzwinkern verhandelt und gehandelt wurde. Darum darf man dem alten Bismarck glauben, wenn er in seinen Erinnerungen schrieb, dass er mit siebzehn Jahren von den historisch gewordenen Lebensverhältnissen »mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte als die meisten jener durchschnittlich älteren Studenten«.

Bei aller ironischen Distanz zum Leben und Treiben um ihn herum festigte sich Ottos aristokratisches Lebensgefühl. Andererseits gab es in seiner intellektuellen Physiognomie manche Züge, die nicht recht übereinstimmten mit dem, was sich in der Geistesverfassung der preußischen Gesellschaft seit der sogenannten Restaurationszeit entwickelt hatte und weiter entwickelte. So ließ der junge Bismarck den Religionsunterricht und mit sechzehn Jahren die Konfirmation durch keinen Geringeren als Friedrich Schleiermacher über sich ergehen, doch nach reiflicher Überlegung unterließ er dann das abendliche Gebet »wissentlich« über ein Jahrzehnt lang.

Viele Gebildete der alten Generationen wussten die ersten Sätze von Bismarcks »Erinnerung und Gedanke« auswendig daherzusagen: »Als normales Produkt unsres staatlichen Unterrichts verließ ich 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd

zu gehorchen, während ich von Erwachsenen manche bittere oder geringschätzigste Kritik über die Herrscher hören konnte.« Aber die verschiedenen Einflüsse »waren nicht stark genug, um angeborne preußisch-monarchische Gefühle auszutilgen. Meine geschichtlichen Sympathien blieben auf Seiten der Autorität. Harmodius und Aristogiton sowohl wie Brutus waren für mein kindliches Rechtsgefühl Verbrecher und Tell ein Rebell und Mörder.« Der alte Bismarck mochte das, was der junge gefühlt und gedacht hatte, mit einiger Übertreibung gekennzeichnet haben – aber es war im Blick auf eine skeptische Grundhaltung doch richtig. Nur schien er den Einfluss der Schule zu überhöhen. Ein solch »normales Produkt« des »staatlichen Unterrichts«, wie er dies in den 1890er Jahren politisch zweckbewusst, vielleicht auch polemisch zielgerichtet niederschrieb, war er wohl doch nicht; seine Behauptung steht auch im Widerspruch zu dem, was er sonst über seine innere Verfassung und Lebenserfahrung nach der Absolvierung des Gymnasiums zu berichten wusste. Und dann: War der »staatliche Unterricht« – in der Restaurationsperiode – wirklich so penetrant aufklärerisch-liberal? Hat er ihn überhaupt über das Sprachlich-Pragmatische hinaus sonderlich ernst genommen? Da waren die familiären Traditionen doch wirksamer, die gerade in Fragen der Religion und der Staatsauffassung – stimmungsgemäß jedenfalls – im aufgeklärten Absolutismus wurzelten.

Der Hegelianismus, der im Berlin der 1820er Jahre unter den Studenten und jungen Intellektuellen zu florieren begann, drang kaum in die Stadtwohnung der Bismarcks. Vielleicht haben sie mit den Jahren einiges von dem vage mitbekommen, was Hegel bereits in seiner Antrittsvorlesung vom Oktober 1818 mit innerer Begeisterung vortrug: Staatsstolz, der sich vornehmlich auf Preußen bezog, und Vertrauen auf die Macht jenes Geistes, der über manches Platte der Aufklärung hinausgehen wollte. »Und es ist«, so erklärte Hegel, »insbesondere dieser Staat, der mich nun in sich aufgenommen hat, welcher durch das geistige Übergewicht sich zu seinem Gewicht in der Wirklichkeit und im Politischen emporgehoben, sich an Macht und Selbständigkeit solchen Staaten gleichgestellt hat, welche ihm an äußeren Mitteln überlegen gewesen wären. ... Auf hiesiger Universität, der Universität des Mittelpunktes, muß auch der Mittelpunkt aller Geistesbildung und aller Wissenschaft und Wahrheit, die Philosophie, ihre Stelle und vorzügliche Pflege finden.«

Alles, was da atmosphärisch auch zum jungen Otto von Bismarck dringen mochte, reichte nicht so weit, dass er sich je der Anstrengung der hegelianischen Begriffswelt unterzogen hätte; allenfalls erfüllte er später auf diesem Gebiet einige Pflichtaufgaben. Zu den Kreisen der Wissenschaftler und Künstler besaß die Familie Bismarck ohnehin keine gesellschaftlichen Beziehungen. Schleiermacher war für sie ein standesgemäßer Seelsorger, mehr nicht.

Ob die Herrschaften von der Behrenstraße 53 die städtebaulichen Veränderungen, die sich in ihrer Nähe vollzogen, mit innerer Anteilnahme wahrgenommen haben, ist zweifelhaft angesichts der auffallenden Gleichgültigkeit, die Otto von Bismarck zeitlebens gegenüber der Architektur an den Tag legte. Und immerhin waren 1818 die Neue Wache, 1821 das Schauspielhaus, 1829 das Alte Museum vollendet worden – alle im klassizistischen Stil von Karl Friedrich Schinkel entworfen. Der Bildhauer Rauch schuf eine Reihe von Denkmälern, die Feldherren von 1813 darstellten.

Die Erweiterung der hauptstädtischen Architektur, die Machtbewusstsein und Repräsentationsbedürfnis des königlichen Auftraggebers verkörperte, beeindruckte durchaus die Besitz- und Bildungsbürger. Anders reagierten manche Landadlige auf den Baueifer in der Residenz. Da kritisierte wieder einmal Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dass der König im Gegensatz zu früheren Jahren Geschmack an Kunstsammlungen gefunden habe und die ankaufen ließe; vor allem missfiel dem opponierenden Junker der Bau des Alten Museums »mitten in der Spree, wo Millionen in den Grund gerammt wurden«. Und dann das »ungeheure Komödienhaus, in welches ein ganz kleines Theater appliziert wurde«! Im ganzen, so meinte von der Marwitz, entstand »der ärgerliche Kontrast, daß, während das Land arm wurde und zugrunde ging, in der Hauptstadt die größte Opulenz zur Schau getragen wurde, mit welcher nur der Luxus und die Verschwendung der Beamten, der Juden, Wucherer und Spekulanten gleichen Schritt hielt«. Damit war das Bürgertum angegriffen, das gerade zu jener Zeit in Annäherung an den klassizistischen Stil die Wohnkultur des bescheidenen Biedermeier pflegte. Auch hervorstechende Züge im zeitgenössischen Bildungsideal hatte Marwitz zu beanstanden; nichts wollte er wissen vom »Irrlicht der Philosophie«, verlangte vielmehr von seinen Söhnen, dass sie »ordentlich Mathematik, Sprachen, Geschichte und Erdkunde lernen« und »Gott, welcher höher ist als aller Menschen Wissen und Vernunft, beständig vor Augen und im Herzen haben«. Dieser Empfindungs- und Bildungswelt stand auch der heranwachsende Bismarck trotz seiner religiösen Lauheit näher als dem ganzen Hegelianismus.

Politisch war es um 1830 die französische Julirevolution, deren Fernwirkungen ihn über die interessierte Mutter erreichten. Sie schickte ihn, wie er selber erzählte, als Primaner während ihres Sommeraufenthalts in Berlin einige Male ins Café Josty, damit er möglichst neue Pariser Zeitungen hole und ihr vorlese. Diese Botengänge haben zwar den jungen Aristokraten unangenehm berührt, ihm aber auch Informationen verschafft, was es mit der Rebellion und Autorität auf sich habe. Skepsis in Religion und Politik konnte sich ein Aristokrat allemal leisten, sie mochte ihn sogar vor Erstarrung schüt-

zen, aber wenn es ernst wurde mit der gesellschaftlichen Erschütterung – und es wurde ernst auch in deutschen Landen –, dann zog er sich auf sein ureigenes Interessen- und Lebenszentrum zurück. Das wurde auch bestimmend für Otto von Bismarcks Haltung während des Studiums.

Bismarcks Universitäts- und Referendarzeit

Während der europäischen Turbulenzen nach der französischen Julirevolution von 1830 verbrachte der junge Bismarck auf den Gymnasien seine letzten und auf der Universität seine ersten Jahre. Es wurde ihm gewiss, dass die konservativen Mächte nicht mehr imstande waren, die Einsetzung des Bürgerkönigtums unter dem Orleanisten Louis Philippe und die Ersetzung des weißen Lilienbanners der Bourbonen durch die Trikolore der großen Revolution von 1789 zu verhindern. Auch die nationale Revolution in Belgien konnte nicht mehr unterdrückt werden, und die Aufstände in Polen und Italien wurden nur mit Mühe niedergeschlagen. Selbst wenn Bismarck die kleinstaatlichen und lokalen Unruhen in Sachsen, Kurhessen, Braunschweig und Hannover in jugendlicher Sorglosigkeit nicht näher verfolgt haben sollte, so musste er doch einiges von jenen Tumulten mitbekommen haben, die sich Ende September 1830 in der Berliner Innenstadt, nicht weit von seinem Gymnasium und seiner Pensionswohnung, abgespielt hatten – es waren Bewegungen, die unter der Losung »Konstitution und Pressefreiheit« standen. Das im Mai 1815 juristisch verbindlich gegebene Verfassungsversprechen König Friedrich Wilhelms III. wurde bis zur Revolution von 1848/49 nie eingelöst; die Herrschenden empfanden die Angst vor legalen, mit dem Verfassungsleben verbundenen Parteibildungen weit stärker als die Schande eines königlichen Wortbruchs. Die Frage der Verfassung aber wurde zu einem Leitmotiv im preußischen Parteienstreit des Vormärz.

In der partikularistisch gespaltenen Volksbewegung gipfelten die immer wieder gleichen oder ähnlichen Forderungen wie Abschaffung der drückendsten Steuern und der innerdeutschen Zölle, Gründung von Bürgerwehren, Wahl von Gemeinderäten anstelle obrigkeitlicher Magistrate, stets in der Generalforderung nach einer Repräsentativverfassung für die einzelnen Länder und Pressefreiheit. Wenn in den 1850er Jahren ehemalige Studienkameraden Bismarcks daran erinnerten, dass er im Jahre 1833 die Konstitution als unvermeidlich angesehen habe, dann war diese Vorstellung damals zunächst keine prophetische Voraussicht, sondern Nachhall der Unruhen in deutschen Ländern – eine politische Lehre, die er während der Diskussionen mit Kommilitonen, vornehmlich ausländischen, gezogen haben mag.

In der Dynamik der Volksbewegung nach 1830 lag auch die Tendenz zu gesamtnationalen und entschiedeneren Organisationen und Kundgebungen, in denen sich der bisherige Differenzierungsprozess zwischen Liberalismus und Demokratie klarer zeigte. Die akademische Jugend, die seit dem Wartburgfest von 1817 und trotz Auflösung ihrer Burschenschaft in den 1820er Jahren der Hauptträger nationaler Aspirationen in Deutschland war, organisierte sich neu. Manches, was in der gesamtpatriotischen Begeisterung der Urburschenschaft noch gärend und verschwommen war, klärte und verdichtete sich in programmatischen Äußerungen und organisatorischen Gestaltungen, als im Winter 1827/28 die Allgemeine Deutsche Burschenschaft neu begründet wurde; sie einigte sich auf die Formel, ihr Ziel sei »die *Vorbereitung* ... eines ... in Volkseinheit bestehenden Staatslebens ... mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule«. Dieses auf die Erziehung Nachdruck legende und in der Politik – wenn auch verschleiert – auf den konstitutionellen Liberalismus hinauslaufende Programm wurde zunächst von der weitaus größten Zahl der Burschenschafter anerkannt. Im Dezember 1832 hatten sie sich soweit politisiert und radikalisiert, dass der Burschentag in Stuttgart als ersten Grundsatz »die *Erregung* einer Revolution, um durch diese die Freiheit und Einheit Deutschlands zu erreichen«, formulierte. In dieser revolutionären Zielsetzung irrlichterte allerdings der Geist des Putschismus, der sich oft genug in Großsprechereien studentischen Halbstar Kentums äußerte; fürstenmörderisch grölten die Burschen daher: »So woll'n wir nimmer ruh'n, bis daß am letzten Pfaffendarm der letzte König hängt.«

Zur ersten Grundsatzerklärung in Stuttgart kam der weitere Beschluss, die Allgemeine Burschenschaft solle sich dem Vaterlandsverein anschließen. Dies war zunächst der Reflex auf die Erstarkung der Presse- und Volksvereine und auf das Hambacher Fest im Mai 1832 und zugleich ein Anzeichen dafür, dass die Studentenbewegung nicht mehr der Vortrupp der gesamtnationalen Bestrebungen war.

Die Weiter- und Höherentwicklung der nationalrevolutionären Bewegung lässt sich durch den Vergleich des Wartburgtreffens von 1817 mit dem Hambacher Fest von 1832 veranschaulichen: Auf der Wartburg traf sich ein halbes Tausend Studenten und Professoren, die der Befreiungstat der Schlacht bei Leipzig und der weltgeschichtlichen Größe der Lutherischen Reformation – immer mit dem Blick auf die noch zu erkämpfende Einheit und Freiheit der deutschen Nation – gedachten. In alles Klarsichtige und Vorwärtsweisende mischte sich eine Menge nationalistischer Franzosenfresserei, christlich-germanische Selbstgerechtigkeit und Überheblichkeit. Aber ungeachtet manchen Gefühlsschwulstes und der lächerlichen Szene demonstrativer Verbrennung reaktionärer oder angeblich undeutscher Bücher und

Insignien war das Wartburgtreffen 1817 die erste Demonstration deutschen Nationalbewusstseins, die weithin nachhallte. Auf der Hambacher Bergfeste versammelten sich 30 000 Handwerker, Handwerksgesellen, auch Bauern und einige Burschschafter. Die sich chauvinistisch abschließende Deutschtümelei von 1817 wurde in Hambach 1832 zurückgedrängt durch den Geist des solidarischen Kampfes der europäischen Völker gegen die Heilige Allianz; in Deutschland selbst wurde der von Österreich und Preußen beherrschte Bundestag als die der staatlichen Einheit und bürgerlichen Freiheit schlechthin feindliche Institution ins Visier genommen. Die Kampfziele nahmen konkretere Umriss an, die Zahl der Patrioten wuchs mächtig; die Redner und Führer waren in erster Linie nicht mehr Professoren und Studenten, sondern Advokaten und Journalisten, die ihre Tagesarbeit wirklichkeitsnäher und politisch versierter machten. Aber mit der sozialen Breite wuchsen auch die Differenzen darüber, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln das allgemeine Ziel der Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes verwirklicht werden sollte.

In den Jahren nach 1830 vollzogen sich also Entwicklungen, die der angehende Studiosus Bismarck bei manchen seiner Entscheidungen in Rechnung zu stellen und die er in Studentendomizilen, weniger in den Hörsälen und Seminarräumen, geistig zu bewältigen hatte. Zunächst war zu entscheiden, wo und was er studieren sollte. Bislang war sein geistiger Entwicklungsweg stets nach dem Ermessen und Willen der Mutter gelenkt worden. Nun, bei der wichtigen Entscheidung über die Studienrichtung und eine geeignete Universität für den Sohn Otto war sie wieder eifrig beim Recherchieren. Zunächst bot sich fast wie selbstverständlich, da weder eine militärische noch irgendeine naturwissenschaftliche Richtung von Ottos Veranlagung her ernsthaft in Frage kam, das Rechtsstudium an, das den Weg in die Staatslaufbahn eröffnete. Nur diese konnte ein Junkerssohn ins Auge fassen, da für ihn die Tätigkeit als Advokat nicht in Betracht kam – vor allem nicht in einer Zeit, da aus diesem Beruf auffällig viele liberale Rechtsmahner und Konstitutionsfanatiker oder gar demokratische Aufwiegler hervorgingen.

Wegen des Studienorts war mancherlei zu bedenken. In Heidelberg, so soll seine Mutter befürchtet haben, könne er sich »das ihr widerwärtige Biertrinken angewöhnen«. Soll es nur das Biertrinken gewesen sein, das von Heidelberg abschreckte? Konnte diese Universität in Baden mit seinen Landtagsdebatten, seiner Pressefreiheit, seiner Liberalität im gesellschaftlichen Leben überhaupt eine richtige Vorbereitung und Empfehlung für den Staatsdienst in Preußen bieten? Der Sohn Otto soll bedauert haben, dass auch Bonn verworfen wurde, wo er Landsleute getroffen hätte. Das waren noch jungenhafte Wünsche, während für seine Ratgeber die erst 1818 wiedergegründete Univer-

sität ihre gesellschaftliche Honorigkeit und wissenschaftliche Solidität noch nicht bewiesen haben mochte. Auf Anraten eines Verwandten, des Geheimen Finanzrats Kerl, den Mutter Wilhelmine als Autorität in gelehrten Dingen ansah, zog sie dann Göttingen vor.

Der Finanzrat Kerl musste natürlich wissen, dass sich diese Stadt und ein beträchtlicher Teil ihrer Universität Anfang 1831 recht aufrührerisch benommen hatten. Damals bewaffneten sich die Bürger und Studenten von Göttingen, organisierten nach der Besetzung des Rathauses eine Nationalgarde und ließen tags darauf durch eine Bürgerversammlung einen provisorischen Gemeinderat wählen. Erst nach acht Tagen konnten die Regierungstruppen die Stadt wieder besetzen. Die radikalen Führer, die promovierten Juristen und Universitätsdozenten Rauschenplat und Schuster, konnten fliehen; die Universität wurde bis Ostern geschlossen, und die Studenten wurden ausgewiesen. 1832 galten Stadt und Universität jedoch als »beruhigt«. Das alte Göttingen mit seinem einstigen Ruf als »hohe Schule weltmännisch-geschäftsmännischer politischer Bildung«, mit seinem Blick nach England, dessen Dynastie sich in Personalunion mit Hannover befand, schien wiederzuerstehen. Mit der Wahl Göttingens als Studienort konnte Mutter Wilhelmine preußische Staatsloyalität mit einem unter Umständen geheimen Wunsch vereinen, ihren Sohn Otto in die Fußstapfen ihres Vaters treten und Diplomat werden zu lassen.

Am 10. Mai 1832, kurze Zeit vor dem Hambacher Fest, immatrikulierte sich Bismarck als »Studiosus der Rechte und der Staatswissenschaften«. Eben siebzehnjährig, fühlte er sich endlich frei von aller Aufsicht. Zunächst traf der Neuimmatrikulierte eine im Grunde politische Entscheidung, die durchaus im Sinne seiner Mutter und des familiären Studienberaters, des Geheimrats Kerl, liegen musste. Vor die Frage gestellt, ob er in eine Burschenschaft oder in ein landsmannschaftliches Corps eintreten sollte, entschloss er sich zugunsten des letzteren. Anders konnte er sich schwerlich entscheiden. Der Aristokratensohn, der in den Staatsdienst als Richter, als Verwaltungsbeamter oder als Diplomat (auch dies spukte schon in seinem Kopf!) treten wollte, musste berücksichtigen, dass solche Pläne aufs höchste gefährdet wären, wenn er in eine der Burschenschaften eintrat, die ein Jahr vorher in Göttingen selbst das Gegenteil von Staatsloyalität an den Tag gelegt und in der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft im Herbst 1831 einen radikalen Kurs beschlossen hatten. Der junge Bismarck konnte zwar nicht voraussehen, dass zwei Jahre später der Deutsche Bundestag den Eintritt ehemaliger Burschenschafter in den Staatsdienst verbieten würde, aber er war helle genug, um zu spüren, wohin die herrschenden Mächte steuerten.

Der strebsame Amerikaner und Sprössling einer gutbürgerlichen Familie, John Lothrop Motley, der Bismarcks Studienfreund werden sollte, be-

zeichnete die Göttinger Burschenschaften in einem Brief vom 1. Juli 1832 als »Abschaum der Universität«. Offenbar empfand der junge Bismarck nicht viel anders. Der alte Bismarck formulierte in seinem Erinnerungswerk staatsmännisch gemessener und politisch vorsichtiger. So schrieb er, dass er am Anfang der Universitätszeit »zunächst zur Burschenschaft in Beziehung gerieth«, da sein deutsches Nationalgefühl stark war und diese »die Pflege des nationalen Gefühls als ihren Zweck bezeichnete«. Nachdem er aber dann persönliche Bekanntschaft mit den Mitgliedern gemacht habe, hätte ihm »ihre Weigerung, Satisfaction zu geben, und ihr Mangel an äußerlicher Erziehung und an Formen der guten Gesellschaft« missfallen.

Es ist psychologisch interessant, dass Bismarck, um seine Ablehnung der Burschenschaft zu begründen, selbst noch in seinem von vielerlei Nebenabsichten gelenkten Erinnerungswerk an erster Stelle die Verweigerung des Duells nennt, also ein typisches Kriterium der Korpsstudenten geltend macht. Dann missfielen ihm bei den Burschenschaftern die »Extravaganz ihrer politischen Auffassungen«, die er auf einen »Mangel an Bildung und an Kenntnis der vorhandenen, historisch gewordenen Lebensverhältnisse« zurückführte. Die »historisch gewordenen Lebensverhältnisse« bedeuteten für den jungen Bismarck im Kern die Traditionen der landadligen Guts-herrschaft und der preußischen Monarchie – Traditionen, die er in der Tat »mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte« als die »durchschnittlich älteren Studenten« aus dem vornehmlich bürgerlichen Milieu.

Alle Überlegungen und Empfindungen widersprachen einem Eintritt in eine der Burschenschaften, und so schloss er sich in erstaunlicher Eile den Korpsstudenten an. Nach der Immatrikulation am 10. Mai wurde er bereits am 6. Juli im Korps »Hannovera« vorläufig und nach der ersten Mensur im August endgültig aufgenommen. Dieses gehörte, nach dem Urteil Motleys, der das Duellieren einen albernen Gebrauch nennt, »der nur in Deutschland möglich ist«, auf diesem Gebiet zu den »hervorragendsten«. In engem Konnex mit seinen Kommilitonen aus der »Hannovera« pflegte Otto von Bismarck nun keineswegs die »Formen der guten Gesellschaft«, deren Verletzung er den Burschenschaftern vorwarf, sondern gab sich intensiv einem flotten, rauf- und trinkfreudigen Studentenleben hin. Die Universitätsbehörden versuchten zwar, gegen die schlimmsten Auswüchse vorzugehen, doch scheint es ihnen nur schwer gelungen zu sein, dem Treiben Einhalt zu gebieten.

Die nach Provinzen benannten Landsmannschaften, in denen das Duellieren zum Ehrenkodex gehörte, waren die standesbewussten der akademischen Jugend. Ihr geld- oder geburtsaristokratischer Dünkel und eine elitesüchtige Korpsmentalität, die Karzerstrafen als Kavaliersdelikte ansah, mach-

ten alle Maßnahmen wirkungslos. Wenn Bismarck in Göttingen gleich zu Beginn in extravagantem äußerem Habitus, in hellem Schlafrock oder langem, apfelgrünem Frack, begleitet von einem riesigen Hund, zu provozieren versuchte, so sprach sich in dieser Manier, die sich in rebellischer Aufsässigkeit gefiel, keineswegs ein progressiver Zug der Zeit aus, sondern adelsstolzes Selbstbewusstsein, das sich renommierend bestätigen wollte. Weder im Duellieren noch beim Trinken, weder beim Absitzen von Karzerstrafen – die letzte aus Göttingen musste er noch in Berlin absolvieren – noch bei der ausgefallenen Art der Kleidung unterschied sich Bismarck von anderen Studenten seiner Richtung. Das bestätigt wieder einmal der kritisch-beobachtende Blick des amerikanischen Kommilitonen John Lothrop Motley, der nach Hause berichtete: »Die Universitätsstädte sind das Heim aller Übertreibungen ... Man begegnet auf der Straße kaum einem Studenten, dessen Anzug nicht wo anders einen Pöbelaufbruch verursachen würde ... Jedermann folgt seinem eigenen Geschmack und modelt sich nach seinem Schönheitssinn.« In der Vielfalt der Formen zeigte sich die Gemeinsamkeit der Renommiersucht.

Bei seinem lockeren Leben unterschied sich Bismarck von anderen noch am ehesten durch seine Briefe, die, burschikos geschrieben und mit absichtsvollen Zynismen durchsetzt, die Kraftmeierei dieser Jahre mit entwaffnender Ehrlichkeit wiedergeben und frühe Neigungen zu zweckbedingtem diplomatischem Manövrieren verraten. So liest man etwa in einem Brief an den Göttinger Studienfreund Scharlach vom 14. November 1833: »Willst Du diesen Brief in derselben Stimmung lesen, in welcher er geschrieben ist, so trinke erst 1 Fl. Madera. Ich würde mich wegen meines langen Stillschweigens entschuldigen, wenn Dir nicht meine angeborene Tintenscheu bekannt wäre, und wenn Du nicht wüßtest, daß ich in Göttingen lieber 2 Fl. Rheinwein trank, als einen Brief schrieb, und daß ich beim Anblick einer Feder Convulsionen bekam.« Er gestand: Es »fanden sehr unangenehme Szenen zwischen mir und meinem Alten statt, der sich weigert, meine Schulden zu bezahlen; dies versetzt mich in eine etwas menschenfeindliche Stimmung, ungefähr wie Charles Moor, als er Räuber wird; doch tröste ich mich ... Der Mangel ist so arg noch nicht, weil ich ungeheuern Credit habe, welches mir Gelegenheit giebt, liederlich zu leben; die Folge davon ist, daß ich blaß und krank aussehe, welches mein Alter, wenn ich Weihnachten nach Hause komme, natürlich meinem Mangel an Subsistenzmitteln zuschreiben wird; dann werde ich kräftig auftreten, ihm sagen, daß ich lieber Mohammedaner werden, als länger Hunger leiden wolle, und so wird sich die Sache schon machen.« Blaß und krank soll Bismarck ausgesehen haben? Jedenfalls zeigt das Bleistiftkonterfei, das Gustav Scharlach von ihm machte, einen spindeldürren, hochaufgeschossenen, etwas stutzerhaften Studiosus.

Bismarck wird den Eltern kaum auch nur annähernd Einblick in sein Göttinger Treiben gewährt haben, zumal der Vater wegen der Geldausgaben schon murrte. Vielmehr gab er seinem Bruder Bernhard, der Leutnant war, den famosen Ratschlag: »Schreibe nicht zu grob nach Hause! Der Kniephofer Hof ist für diplomatische List und Lüge zugänglicher als für die grobe Soldateska.« Mit solch losen Redereien dem älteren Bruder gegenüber zeigte sich Otto listig-berechnend, obwohl er selbst den mannigfachen Verlockungen eines scheinbar freien Studentenlebens kaum gewachsen war. Es war ja in erster Linie landsmannschaftlich »commentmäßiges« Verhalten, nach dem er sich richtete. Es gestattete ihm durchaus, beim Umtrunk eine Flasche zum Fenster hinauszuerwerfen und den Universitätsrichter, der ihn deswegen zu sich beorderte, mit seinem Hund zu erschrecken; es erlaubte ihm eine ganze Skala von Unbotmäßigkeiten, nicht aber »tumultuarische Eingriffe in die staatliche Ordnung«. Und dazu gehörten auch die Demonstrationen für staatliche Einheit und bürgerliche Freiheit auf der Hambacher Bergfeste; den gegen den Bundestag gerichteten Sturm auf die Frankfurter Wache konnte Bismarck umso leichteren Herzens als »Putsch« abtun, als seine Teilnehmer ihm sozial und politisch ohnehin fremd waren.

Fremd aber war dem jungen Bismarck keineswegs die Erwartung, dass eine staatliche Einigung Deutschlands in absehbarer Zukunft doch möglich sei. Eine darauf bezügliche Wette mit dem amerikanischen Kommilitonen Coffin aus dem Kreise Motleys erwähnte Bismarck in seinem Erinnerungswerk; ausführlich sprach er darüber mit dem Journalisten Busch, der Bismarcks Bemerkungen wörtlich aufzeichnete: »Ich erinnere mich, vor dreißig und mehr Jahren, in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um fünf- undzwanzig Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewänne. Wer verlor, sollte über's Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot ... Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals – 1833 – schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte.«

Bismarcks Sehnen nach deutscher Einheit war offenbar sozial und politisch anders motiviert und darum auch anders geartet als das der radikal-bürgerlichen Burschenschafter, mit denen er »im Gefechtszustand verkehrte«. Man wird an die Einheitsvorstellung eines von der Marwitz erinnert, über dessen eingefleischte Junkergesinnung im Denken und Fühlen kein Zweifel bestehen kann; nach dem ersten Sieg über Napoleon empörte er sich darüber, daß viele Deutsche die Vereinigung mit Preußen nicht viel weniger

als die mit Frankreich zu fürchten scheinen. Doch: »Ebenso unzerstörbar hat aber auch Wurzel gefaßt die Idee eines *gemeinsamen deutschen Vaterlandes!* Wer sich dieser Idee bemächtigen wird, der wird herrschen in Teutschland, denn Er wird der lichte Punkt sein, nach dem Alle sich hinwenden werden in trüben Zeiten.«

Otto von Bismarck und Ludwig von der Marwitz, beide durch eine ganze Generation voneinander getrennte Urpreußen, gingen im gleichen Geiste an die deutsche Frage heran, nämlich im Geiste der königlich-preußischen Vorrherrschaft. Andererseits warben bereits in den 1830er Jahren auch Liberale in Denkschriften und Publikationen für die Einigung Deutschlands unter der Hegemonie der preußischen Krone. Schriftsteller wie Heinrich Heine und Ludwig Börne glaubten zwar nicht an eine liberale Entwicklung der Hohenzollerndynastie und waren auf eine bürgerlich-demokratische Revolution orientiert, die Liberalen aber setzten nicht allein auf eine politische Vereinbarung mit der Krone Preußens, sondern ebenso und noch stärker auf dessen ökonomische Potenz, die sich dann in der Tat in dem von ihm initiierten und am ersten Januar 1834 ins Leben getretenen Zollverein zeigte. Erst nach Jahrzehnten innerer und äußerer Kämpfe konnten sich zwei verschieden bedingte und motivierte Hegemoniegedanken, der königlich-preußische und der bürgerlich-liberale, in einem eigenartigen Kompromiss miteinander vereinigen und dadurch den deutschen Nationalstaat möglich machen.

Die hochgemute und oft genug hochmütige Ausgelassenheit, der sich Bismarck in Göttingen hingab, erlaubte kein regelmäßiges, geschweige denn intensives Studium. Mit der Juristerei beschäftigte sich der junge Herr schon gar nicht; hingegen kam der schon betagte Historiker Arnold Heeren, der eine allgemeine Länder- und Völkerkunde vortrug, Bismarcks Wesensart und frühen Neigungen entgegen. Später berief er sich auf ihn. Auch Motley wird wohl einer der Hörer in den Vorlesungen Heerens gewesen sein, zumal dieser in England und Frankreich, vor allem aber in Amerika einen stärkeren Widerhall fand als in Deutschland. Heeren, Sohn einer Bremer Kaufmannsfamilie, war von den Ideen des Adam Smith so durchdrungen, dass er auf recht moderne Weise den Zusammenhang von Politik, Verkehr und Handel bei den Völkern der Alten Welt darstellte. Diese wechselseitige Abhängigkeit zwischen Güterproduktion, Warenaustausch und internationalen Beziehungen sah dann Heeren auch in der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien.

Was den jungen Bismarck wohl ansprach und auf ihn nachhaltig wirkte, das mussten zwei Grundthemen sein: einmal die ökonomischen Erwägungen über das Wirken materieller Interessen, zum andern die Berücksichtigung der wechselseitigen Abhängigkeit im Völker- und Staatensystem bei seinen

mitunter tiefgreifenden Veränderungen. Bismarcks Interessen für weltweite Beziehungen zeigten sich in seiner frühen Gewohnheit, auf seinem Arbeitstisch mit Landkarten und Atlanten zu hantieren. Sein Drang nach lebendiger Anschauung fremder Welten und anderer Wesensarten führte ihn zu Bekanntschaften mit angelsächsischen Kommilitonen, denen er, wie dem Amerikaner Motley, freundschaftlich verbunden blieb; gleiche Beziehungen knüpfte er mit baltischen, dem Zarentum verpflichteten Standesgenossen an, den Grafen Hermann und Alexander von Keyserling.

Über all dem lockeren, draufgängerischen und schuldenmachenden Studententreiben des jungen Herrn von Bismarck sollten ernstere Züge seines Göttinger Lebens nicht übersehen werden: Vor allem reiften bei ihm in dieser Zeit Vorstellungen über seinen zukünftigen Beruf heran. »Ich hatte, solange ich in dem damaligen Alter an eine Beamtenlaufbahn ernstlich dachte, die diplomatische im Auge ...«, schrieb der alte Bismarck in seinem Erinnerungswerk. Und das entsprach der Wahrheit.

Was Mutter Wilhelmine sich insgeheim erträumen mochte, das ging dem Herrn Sohn leichten Herzens von der Zunge oder floss ihm mit flinker Hand in die Feder. Jeder, der es wissen wollte, wusste es: Diplomat will er werden. Seinem Corpsbruder Gustav Scharlach schrieb er schnoddrig vom »Portefeuille des Auswärtigen«, und später meinte er diesem gegenüber, Scherz und Ernst mischend: »Mein Plan ist nun, hier noch ein Jahr zu verweilen; dann zur Regierung nach Aachen zu gehen, nach Verlauf eines zweiten Jahres das diplomatische Examen zu machen und mich der Huld des Schicksals zu empfehlen, wo es mir dann vor der Hand gleichgültig sein wird, ob man mir Petersburg oder Rio Janeiro zum Aufenthalt anweist.« Sein Corpsbruder konnte ihn mit ernstem Unterton anulken, dass er dereinst als zweiter Talleyrand oder Metternich glänzen werde.

Den Brief, in dem er seine Absicht erwähnte, nach etwa zwei Jahren ein »diplomatisches Examen« abzulegen, schrieb Bismarck von Berlin aus, wenige Tage vor seiner offiziellen Immatrikulation an der dortigen Universität. So spricht einiges dafür, dass er schon in jenen Wochen beim damaligen preußischen Außenminister Ancillon seine »Meldung« machte. Der Minister gab ihm deutlich zu verstehen, dass der »hausbackene preußische Landadel« nicht als das geeignete Reservoir für zukünftige Diplomaten galt, von denen man einen weiten Horizont und geistige Gewandtheit erwartete. Allenfalls könnten Sprösslinge aus dem Landadel Gesandtenposten an deutschen, aber nicht an europäischen Höfen erwarten. Immerhin riet ihm Ancillon, das Examen als Regierungsassessor zu machen und dann auf dem Umweg durch die Geschäfte des vor wenigen Monaten ins Leben gerufenen Zollvereins den Eintritt in die deutsche Diplomatie Preußens zu suchen.

Über die Gründe, die Bismarck veranlassten, die Universität zu wechseln und von Göttingen nach Berlin zu ziehen, können wir mehr vermuten als Sicheres sagen: Unstimmigkeiten im und um das Korps »Hannovera« scheinen schwer erträglich geworden zu sein, mehr aber noch die Schulden, die ihn noch lange verfolgten; seine Mutter stellte ihm Ende Dezember 1833 in Kniephof, als er wieder einmal spät aufgestanden war, die bohrende Frage, ob er denn überhaupt weiter studieren wolle, wozu er doch gar keine Neigung zeige? Bismarck wohnte bereits im Winter 1833/34 in Berlin, obwohl er im September Göttingen nur mit einem vorläufigen Abgangszeugnis verlassen hatte und sich in der neuen Universitätsstadt erst im Mai 1834 immatrikulieren konnte. Seine finanzielle und moralische Krise brachte ihn zur Einsicht, dass er nicht mehr weiter so »liederlich leben« könne wie bisher.

In Berlin dachte er zwar auch an kein systematisches Studium, aber dort setzte er seine Freundschaft mit dem bildungsbeflissenen, diskutierfreudigen, von Göttingen bereits früh enttäuschten John Lothrop Motley fort; der zweite Freund in Berlin war Graf Alexander von Keyserling, dessen Bruder schon in Göttingen mit Bismarck bekannt war. In seiner krisenhaften Situation waren Keyserling und Motley seine guten Geister. Alle drei Freunde wohnten in der Stadtmitte nahe beieinander im Umkreis von Friedrichstraße, Behrenstraße und Leipziger Straße. »Wir, Motley, Keyserling und ich«, schrieb Bismarck später, »lebten daselbst in innigstem Verkehr miteinander, indem wir unsere Mahlzeiten und Übungen gemeinschaftlich hielten«. Sie erweiterten bei gemeinsamer Lektüre vor allem von Shakespeare und Byron ihre Englischkenntnisse. Das führte sie auch zu Debatten über weltanschauliche Fragen, besonders über Religion. Bismarck bekundete dabei »seinen radikalen Unglauben« und war »skeptisch bis zum Extrem«. Zur literarischen Kultur und zum Ringen um weltanschauliche Grundfragen kam noch die Musik. Bismarck liebte es, wie zuverlässig bezeugt, dem Klavierspiel Keyserlings zu lauschen.

Mit Sicherheit verhielt er sich den Berliner Freunden gegenüber ganz anders, als es der Göttinger Kommilitone Scharlach im üblichen Korpsston von ihm vernahm: »... des Abends betrage ich mich im ersten Range der Oper so fleghaft als möglich.« Die freimütigen Aussprachen mit den nicht korpsgebundenen Freunden sind Bismarck in so wohlthuender Erinnerung geblieben, dass er auch in späteren Jahrzehnten als Reichskanzler gerade in kritischen Situationen danach verlangte und die Freunde wiederholt zu sich einlud, dabei eifrig unterstützt von seiner Frau Johanna, die sehr wohl spürte, dass er solch ungezwungener Geselligkeit bedurfte.

Der aus dem amerikanischen Großbürgertum stammende John Lothrop Motley wurde schon 1841 amerikanischer Gesandtschaftssekretär in Peters-

burg, veröffentlichte bereits in diesem Jahrzehnt sein erstes historisches Werk, dem in den 1850er Jahren seine dreibändige »Geschichte des Entstehens der Holländischen Republik« und in den 1860er Jahren die vierbändige »Geschichte der Vereinigten Niederlande« folgte. In den Jahren 1861 bis 1868 war Motley Gesandter der USA in Wien und 1869/70 in London. Anders als Bismarck war Motley ein wissenschaftlich systematisch arbeitender Student, der deshalb schon früh diplomatische Tätigkeit und historische Forschung miteinander zu vereinen imstande war. Ein Empfehlungsbrief an Friedrich Carl von Savigny, das berühmte Haupt der historischen Rechtsschule, führte ihn 1834 in die Berliner Gesellschaft ein. Er sah sich, wie es seine Angehörigen erwarteten, die Sehenswürdigkeiten der preußischen Hauptstadt an, suchte Potsdam und Sanssouci auf und lernte Land und Leute kennen, immer vom Standpunkt eines konservativen Liberalismus urteilend, mit dem sich nun auch in vielen Debatten Bismarck auseinandersetzen hatte.

Besonders befremdend wirkte auf den aufgeschlossenen Amerikaner das Feudalwesen in Deutschland, die »adelsstolze Klasse«, die er für »absolut radikal« hielt. »Man kann die Deutschen füglich in zwei Klassen teilen: Die Von's und die nicht Von's«, so schrieb er aus Berlin am 4. November 1833. »Diejenigen, welche so glücklich sind, die drei magischen Buchstaben VON vor ihren Namen zu haben, gehören zum Adel und sind demzufolge höchst aristokratisch. Ohne diese drei mögen die Anderen sämtliche Zeichen des Alphabets in jeder möglichen Zusammensetzung haben, sie bleiben dennoch Plebejer.«

Der unbefangenen-kritische Blick des Studienkameraden konnte zwar Bismarcks Preußentum nicht erschüttern, ihn aber doch zum Nachdenken bringen und sein eigenes Urteil über viele Erscheinungen schärfen. Motley bezeichnete sich zu dieser Zeit selbst als »Republikaner«; einen Beweis für seinen Einfluss lieferte Bismarcks Brief an Scharlach vom 14. November 1833, also genau zehn Tage nach der Abfassung jenes Briefes von Motley, in dem dieser die »adelsstolze Klasse« der »Von's« rügt. Da spottet Bismarck in deftigen Worten über einen adligen Bekannten, einen schlanken »Freiheitsbaum der Aristokratie«, »dem zum Menschen alles, zum Kammerherrn nichts fehlt, als ein Schloß vor's Maul. Er lebt hier in seeliger Gemeinschaft mit 30 Vettern, denen er allen nichts vorzuwerfen hat, und von deren Beisammensein eine polizeiwidrige Anhäufung von Dummheit die einzige Folge ist; ›sie essen nicht, sie trinken nicht‹, was thun sie denn? Sie zählen ihre Ahnen.« Dieser Spott äußert sich in Briefen an Scharlach – besonders im April 1834! – geradezu in literarischer Satire, als Bismarck für sich das Zukunftsbild eines »fettgemästeten Landwehroffiziers« zeichnet, der auf seinen Gütern herumsäuft, seine Launen prügeln an Dienstboten auslässt und

fortschreitend verdimmt. Bezeichnenderweise fällt in ebendiesem Brief wie auch in dem kritischen vom 14. November 1833 der Name Motley!

Motleys hat einen äußerst kritischen Brief über Preußen am 18. November 1841, also einige Jahre nach seinem Studienaufenthalt in Göttingen und Berlin geschrieben, doch die in ihm vertretenen Ansichten konnten schwerlich auf der Durchreise nach Petersburg gewonnen worden und lediglich das Produkt der Verärgerung über bürokratische Schwierigkeiten sein, die er mit seinem Pass hatte. Preußen habe eigentlich keine Geschichte, heißt es dort: »... die regierende Familie ist zwar eine alte, aber der Staat ist neu, ein künstliches Flickwerk ohne natürlichen Zusammenhang, mosaikartig zusammengewürfelt aus gekauften, gestohlenen und geplünderten Provinzen, die nur durch Druck zusammengehalten werden.« Zu Beginn des Jahrhunderts wäre dann das so klug zusammengebrachte Königreich durch Napoleon völlig ausgesaugt, doch später vom Wiener Cabinet wieder hergestellt worden. »Seitdem ist Preußen ein Feldlager, und seine Bevölkerung mit dem Bajonett gedrillt. Es ist zwar Mode, seine gute Verwaltung zu loben, doch ich hege keine Sympathie mit sogenannten guten Verwaltungen. In Preußen herrscht ein milder Despotismus, das ist wahr. Gleichsam homöopathische Tyrannei – in kleinen Dosen beständig eingegeben, dabei strenge Diät und ein strenges Regiment. Aber was am meisten verdrießt, ist gerade dies ewige Administrieren, diese beständige Folge kleiner Regierungsmaßregeln, die der Patient wie Pillen jeden Augenblick schlucken muß.«

Nicht nur der vom Feudalismus unbelastete Amerikaner Motley, auch Alexander Graf von Keyserling, von anderen gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt, bewahrte politisch stets kritische Distanz zu Preußen. Die Großeltern und Eltern der Keyserlings hatten Beziehungen zur Petersburger Akademie; Kant soll auf dem ostpreußischen Gut der Familie Hauslehrer gewesen und in dauernder Verbindung mit ihr geblieben sein. In ihr herrschte eine Geistigkeit von unvergleichlich höherem Rang, als es selbst in den besten Zeiten bei den Bismarcks der Fall war. Der im selben Jahr wie Bismarck geborene Graf Alexander von Keyserling unterzeichnete bereits 1839 als Mitherausgeber des ersten Bandes eines Werkes über die »Wirbeltiere Europas«, das durch seine synthetische Darstellungsmethode als bahnbrechend galt. Während seiner besten Mannesjahre (1856 – 1862) wirkte Keyserling als Ritterchaftshauptmann, der die Beziehungen zur russischen Staatsregierung vermittelte; an der Spitze der estländischen Verwaltung stehend, war er ein liberaler ständischer Konservativer. In relativ freier Selbstverwaltung wusste die estländische Ritterschaft ihre Rechte sowohl gegen die Krone wie auch gegen die Bürokratie zu behaupten. Keyserlings Liberalismus war demzufolge nicht bürgerlich-konstitutionell wie der westeuropäische, aber selbst von

konservativer Basis aus stark genug, um einer ihm 1834 angebotenen Karriere in Preußen zu widerstehen.

Das Zusammensein mit den Berliner Studienfreunden war von unschätzbarem Wert für die weitere Entwicklung Bismarcks. Sicherlich war er seinen Göttinger Kommilitonen an geistreichem Witz überlegen. Aber die ausländischen Freunde in Berlin bannten die von ihm selbst gefühlte Gefahr des Versinkens in platten, gelegentlich sich extravagant gebärdenden Pragmatismus. Von weitreichender Wirkung für sein Leben sollte werden, dass sie ihn auch mit einigen Richtungen des Liberalismus vertraut machten, für die er in diesem Kreise größere Aufnahmebereitschaft zeigte. Nach dem Hambacher Fest und dem Frankfurter Putsch, so schrieb Bismarck in seinem Erinnerungswerk, sei er von Göttingen aus nach Berlin »mit weniger liberaler Gesinnung zurückgekehrt«, als er es verlassen hätte; diese Reaktion habe sich wieder abgeschwächt, nachdem er »mit dem staatlichen Räderwerk in unmittelbare Beziehung getreten war«. Nicht unwesentlich beigetragen zu diesem Prozess haben sicherlich die Debatten in Berlin, in denen er sowohl verteidigen als auch kritisch assimilieren musste. Jeder aus dem Freundes-Trio war schon ausgeprägt in seinem Arbeiten und Streben; Motley und Keyserling richteten sich auf wissenschaftliche Forschungen aus und legten daher auch Eifer im systematischen Studieren an den Tag; Bismarck war nicht geist-, aber wissenschaftsfremd. Seine Haltung war zwiespältig: Einerseits war er vom Typ jener jungen Aristokraten des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich gewissermaßen auf Kavaliereisen Bildungs- und Welterfahrung aneignen wollten, andererseits musste er angesichts der Erfordernisse einer immer stärker werdenden Bürokratisierung des Staates sein Brotstudium absolvieren, das hieß für ihn wie für viele andere, mit Hilfe von Repetitoren den Prüfungsstoff bewältigen, um rasch zu einem Abschluss zu kommen. Der Brotstudent Bismarck kam mit der ihm eigenen Energie ohne sonderliche Schwierigkeiten ans Ziel. Für ernsthaftes Bemühen wert hielt er allerdings die Ausbildung in Sprachen und die für einen zukünftigen Diplomaten wesentlichen Wissensbereiche Geschichte und Erdkunde. Die Konzentration auf ein solches Bildungsvolumen – vermehrt durch Belletristik – war durchaus im Sinne vieler Aristokraten.

Heinrich Heine unterschied in seiner 1840 veröffentlichten Streitschrift gegen Ludwig Börne »Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen«. Zu den letzteren gehörte Otto von Bismarck, und wenn er gelegentlich und schon früh übermächtigen Entfaltungsstolz spürte, dann konnte es in hemmungsloser Großsprecherei gegenüber dem Göttinger Kumpan Scharlach aus ihm herausbrechen: »... ich werde entweder der größte Lump oder der erste Mann Preußens.«

Der amerikanische Freund Motley lernte offensichtlich auch einiges von dem kennen, was im jungen Bismarck brodelte. Er schilderte ihn nämlich als »Otto von Rabenmark« in seinem 1839 erschienenen Jugendroman »Morton's Hope« – sicherlich in idealisierter Übertreibung, aber doch mit einigen realistischen Zügen. Otto von Rabenmark treibt es toll in der Kneipe und auf der Straße; in seinem Zimmer, inmitten der Pfeifen und Silhouetten, wirft er die Narrenmaske ab und redet mit Morton »vernünftig«. Sein Auftreten habe seinen Zweck gehabt: jung und fremd, habe er sich so in die beste Landsmannschaft eingeführt, durch Beleidigung, Kampf und Sieg; durch wilde Extravaganz habe er seine Gefährten übertrumpft; und auf die Frage, ob ihn dies Leben befriedige, antwortet er: »O, es ist Kinderei, aber ich bin an Jahren ein Kind. Ich habe einige Zeit. Die Universität ist mir eine Schule des Handelns.«

Schule des Handelns, das sind geradezu die Schlüsselworte für den Entfaltungssüchtigen, dessen romanhafte Schilderung um so bemerkenswerter ist, als sie, geschrieben Jahrzehnte vor Bismarcks staatsmännischem Wirken, nicht unter dem Verdacht der Apologetik stehen kann. Ein solch geartetes Naturell ließ sich auch nicht in die Disziplin einer Offizierslaufbahn einzwängen. Davor schreckte Bismarck, seine mangelnde Eignung sicher einschätzend, stets zurück. Als seine Mutter Ende 1833 jene bohrende Frage an ihn richtete, ob er denn wirklich Neigung zum Studieren habe, hätte sie es gern gesehen, wie er seinem Bruder berichtete, wenn er »den blauen Rock anzöge und vor dem Halleschen Tor das Vaterland verteidigte«. Dieses massive Ansinnen der Eltern musste er noch einmal entschieden zurückweisen. »Nachdem ich dem zuletzt ziemlich kategorischen Drängen meiner Eltern, Soldat zu werden, mit siegreicher Festigkeit widerstanden hatte«, so heißt es im Brief an Scharlach, »setzte ich mich vermittelst angestrenzter Arbeit, mit Hilfe der heiligen Jungfrau, in den Stand, den sehr achtungswerthen Charakter eines Rechtskandidaten mit dem eines kgl. Beamten, dh. Referendar beim Berliner Stadtgericht zu vertauschen.«

Wie viele Umwege Bismarck auch noch machen wird, um zu einem ihm gemäßen Platz und Ziel in der Gesellschaft zu gelangen, wie viele Möglichkeiten er auch erwägen und erproben mag, die der militärischen Laufbahn schließt er von vornherein aus – trotz aller späteren gegenteiligen Behauptungen, mit denen er vor Wilhelm, dem preußischen König und deutschen Kaiser, besonders gern aufwartete. Er, unter dessen Herrschaft sich später der preußisch-deutsche Militarismus entfalten sollte, widerstrebte innerlich und äußerlich dem militärischen Drill, erfüllte nur höchst ungern und immer so spät wie möglich seine militärischen Verpflichtungen. Bismarck liebte das Herrschen, aber nicht das Beherrschtwerden, er sehnte sich nach Macht, sofern er sie handhaben konnte und sich ihr nicht unterwerfen musste.

Der äußere Ablauf der ersten zwei Jahre seiner praktischen Ausbildung als Beamter ist rasch notiert: Im März 1835 ließ er sich von der Berliner Universität exmatrikulieren; im Mai bestand er beim Kammergericht das erste juristische Examen und wurde wenige Tage danach als »Kammergerichts-Auskultator« mit Protokollarbeiten beschäftigt. Schon im Januar 1836 bat er den Regierungspräsidenten Adolf Heinrich Graf von Arnim-Boitzenburg um die Erlaubnis, das zum Übertritt von der Justiz zur Verwaltung nötige Examen in Aachen ablegen zu dürfen. Der dortige Regierungspräsident übersandte daraufhin bereits Mitte Februar Otto von Bismarck die von der Prüfungskommission ausgewählten Themen für die beiden vorgeschriebenen Probearbeiten, die sich – kurz gefasst – auf »die Natur und Zulässigkeit des Eides« und zum andern auf die »Sparsamkeit im Staatshaushalt« bezogen. Die von Bismarck ganz im Stile examenstaktischer Zweckmäßigkeit geschriebenen Arbeiten erhielten das Prädikat »sehr gut« und »gelungen«. Es lohnt sich nicht, das Bismarckisch-Originelle herauszudestillieren. Die mündliche Prüfung erbrachte ebenso das Urteil »Sehr gut befähigt«, worauf Bismarck zum Regierungsreferendar befördert und Anfang Juli 1836 vereidigt wurde.

Äußerlich schien alles erfolgreich vonstatten zu gehen, aber schon auf dem Berliner Kammergericht war es Bismarck innerlich nicht wohl zumute. Da schrieb er an Freund Scharlach: »Mein Leben ist wirklich etwas kläglich, bei Lichte gesehen; am Tage treibe ich Studien, die mich nicht ansprechen, Abends affektiere ich in den Gesellschaften des Hofes und der Beamten ein Vergnügen, welches ich nicht Schulenburg genug bin zu empfinden oder zu suchen. Ich glaube schwerlich, daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Zieles, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswertheste Vornehmheit, entschädigen wird für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird.« Das sind harte, fast verzweiflungsvolle Urteile eines jungen, entfallungswilligen Menschen, der seiner Klage einen hoffnungsvollen Seufzer hinzusetzt: »Öfters regt sich noch der Wunsch, die Feder mit dem Pflug und die Mappe mit der Jagdtasche zu vertauschen; doch das bleibt mir ja immer noch übrig.« Tatsächlich versuchte Bismarck zunächst einen Ausweg eben nach Aachen und damit vom Justiz- in den Verwaltungsdienst.

Ausbrechen aus der Enge

Bismarck fuhr im Frühsommer 1836 erstaunlich unbekümmert nach Aachen, wo ihn immerhin die mündliche Prüfung erwartete. Seine Reise ging keineswegs direkten Weges dorthin, sondern auf dem genussreichen Umweg über

Leipzig, Frankfurt, Wiesbaden, Rüdesheim und Binger Loch, auf dem Rhein »mit Dampf und a very strong english party« nach Köln und dann schließlich zum neuen Ort seiner Tätigkeiten und – Abenteuer. Dort angekommen empfing ihn der Aachener Regierungspräsident Graf Arnim-Boitzenburg, der ihm die nötigen juristischen Bücher gab, aus denen der Examenskandidat »in den 8 Tagen vor dem Examen noch büffelmäßig geocht« hat. Im preußischen und französischen Recht sei er scharf examiniert worden, berichtete er seinem Bruder. Er musste unvorbereitet lateinische und griechische Texte übersetzen, lateinisch sprechen und sich über Geschichte und philosophische Systeme auslassen. Das alles schaffte er mit glänzendem Erfolg; das Prüfungsprotokoll stellte seine vorzügliche Urteilskraft, Schnelligkeit der Auffassung und Gewandtheit im Ausdruck fest.

Im selben Brief an den Bruder schlug der junge Bismarck eines der Generalthemen der nächsten Jahre an: Sein exorbitanter Lebensstil zwingt ihn zum Schuldenmachen und zu Geldbetteleien. Mit einer ans Naive grenzenden Offenheit teilt er seinem Bruder mit: »Die Reise hat mir viel Vergnügen gemacht, aber auch viel Geld gekostet«; er rechnet ihm vor, was alles ihm zusätzliche und natürlich unerwartete Kosten verursacht habe, und kommt zu dem unabweislichen Schluss: »Wenn man sich zu Hause nicht erweichen läßt, mir eine Gratification zukommen zu lassen, so sehe ich noch gar nicht ein, wie dies vernünftig ablaufen kann; denn ohne bares Geld hier zu leben, ist schlechthin unmöglich, und hier etwas zu erhalten, undenkbar: nous verrons.« Im Übrigen würde er sich langweilen »wie der Satan im Himmel«.

Vorerst mochte alles gut gehen. Den Eltern gegenüber konnte er die Geldforderung mit dem Hinweis auf ein überaus gutes Prüfungsergebnis verbinden, das den jungen Bismarck auch ins beste Licht bei seinem neuen Chef rückte – eben beim Grafen von Arnim-Boitzenburg, der als einer der reichsten Majoratsherren in der Mark zu den Spitzen der preußischen Aristokratie und Bürokratie gehörte. Er, der in seinem Aussehen und Auftreten mehr einem englischen Lord als einem märkischen Junker glich und als unnahbar galt, begünstigte den Regierungsreferendar Bismarck durch fördernde Aufmerksamkeit. »Ich mußte es schon im Sommer für eine Auszeichnung halten, daß ich der Einzige war, dem er zuweilen tête à tête seine Sünden vorhielt (er ist immer sehr gut unterrichtet, aber sehr vorurteilsfrei) und gute Ratschläge gab.« Darüber hinaus wurde Bismarck mit den verschiedenen Sparten der Verwaltung in racher Folge bekannt gemacht. Er wurde im Juli der Domänen- und Forstabteilung, im August dem Militär- und Kommunaldepartement gleichzeitig überwiesen, und zwar mit der Begründung, er werde »wegen Verfolgung der diplomatischen Laufbahn nicht wie die anderen Regierungsreferendarien die ganze Dauer der Referenda-

nehmen und ich mit der mir eigentümlichen Würde und Eleganz eine halbe Gallone Sherry hinter meiner Binde verschwinden ließ.«

In diesem Aachen, damals noch Bäderstadt von europäischem Rang, genoss der aristokratische Referendarius aus den altpreußischen Regionen vieles in einem: exquisites Essen und Getränk; Flirt mit Engländerinnen, der zur Schwärmerei, ja Leidenschaft wurde; eine Tischgesellschaft, die ihm das Gefühl vermitteln mochte, aus der landjunkerlichen Enge in die Weite der hocharistokratischen Insel- und Weltmacht getreten zu sein. In diesem Gemütszustand hatte er nur Verachtung für die ihn umgebenden Rheinländer übrig: »Mit der eingeborenen Canaille gebe ich mich durchaus nicht ab, denn die Männer sind filzig und roh, ohne Erziehung und élévation d'âme, und die Weiber sind fett und kleinstädtisch und durchgängig mit ... étouffantem Geruch behaftet.« Diesem abschätzigen Urteil fügte er, in den Stil studentischer Renommiersucht verfallend, die Bemerkung hinzu: »Ich lebe daher lediglich mit Engländern und Franzosen, und ich finde durchschnittlich, daß die Natur den Weibern jener beiden Nationen ein treffenderes Urteil über die mir eigentümlichen Vorzüge verliehen hat als unsern Landsmänninnen.« Von Aachen ließ er nur »eine recht gute Oper« gelten, zumal er für eine Vorstellung ein Billett von »my friend the durchess« erhielt. Der Dom mit seinen mittelalterlich-kaiserlichen Reminiszenzen wird in den Briefen nicht ein einziges Mal erwähnt.

Was Bismarck über die »eingeborene Canaille« – ein Kraftwort, das Bruder Bernhard in seinem Antwortbrief beifällig aufnahm – mit bösem Blick und scharfer Zunge schrieb, enthüllte nur einen Teil seiner Abwehrhaltung. Es kam ihm nicht in den Sinn, weder zu Beginn seines Aachener Aufenthalts noch nachher, sich für das zu interessieren, was sich in der rheinischen Bourgeoisie regte – auch nicht für jene schon damals aktiv werdenden Industriellen und Bankiers um David Hansemann, die mit einem konstitutionellen, monarchischen Preußen eine Reform des Deutschen Bundes anstrebten. Für den angehenden Diplomaten war unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Normen die Welt der englischen Hocharistokratie, nicht aber die des rheinischen Industriebürgertums Vergleichsmaßstab. Der junge Bismarck erhielt zwar äußerlich Einblick in die Fabrikwelt, aber innerlich machte sie keinen Eindruck auf ihn.

War der Brief von Anfang August 1836 noch im Ton des verliebten Lebemanns gehalten, so wurde Ottos nächstes Schreiben vom 30. September an Bruder Bernhard zu einer Beichte und einer Offenbarung. Er bekennt, dass er Lady Russel, angeblich die Nichte des Duke (Herzogs) von Cleveland, »so gut wie versprochen« sei. Doch bei aller leidenschaftlichen Neigung zu der schönen Engländerin und bei allem Hoffen auf Erfüllung seiner Lebensseh-

sucht nach Weite der gesellschaftlichen Welt, die er in der »haute volée von London« sieht, fühlt er sich recht bedrückt. Der »Umgang mit reichen Leuten«, so bekennet er dem Bruder, hat ihn veranlasst, »mehr auszugeben als gut war«. Die Bedürfnisse, die er nicht befriedigen konnte, verführten ihn dann zum Roulettespiel, auf das er sich mit verzweifelter Leidenschaft stürzte, hoffend, vielleicht damit seine Finanzen aufbessern zu können. Vergebens – seine Spielverluste, Reue, Verdruss und die Notwendigkeit, dem Vater dieses »factum von so betrübender Natur« mitteilen zu müssen, bringen ihn an jenen gefährlichen Punkt, an dem er sogar mit dem Gedanken des Selbstmordes spielt: »... ich ... setzte mich zu diesem Behuf in den Besitz eines Stranges von gelber Seide, den ich mir pour la rareté du fait aufheben werde«; aus dieser Lebenskrise rettete ihn ein Sturz mit dem Pferde, die dadurch gegebene Nötigung zur Ruhe und schließlich die Lektüre von Ciceros »De officiis« und Spinozas »Ethik«.

Bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt Bismarck Spinoza. Man kann ihm glauben, wenn er in einem Friedrichsruher Tischgespräch des Jahres 1890 sagt, er habe sich von Hegel nur das angeeignet, was er für das Examen brauchte, während er Spinoza mit deutschen Hilfsbüchern im lateinischen Text studiert habe. Studieren hieß aber bei Bismarck kaum gründliches Auseinandersetzen mit einem System, sondern Aufnehmen solcher Grundgedanken, die seinem Naturell und seinen jeweiligen inneren Bedürfnissen entsprachen – etwa der Spinozistische Gedanke, dass Handeln gemäß der eigenen Natur als Freiheit erscheint und ein solches nur dann möglich sei, wenn sich der Mensch als Geschöpf und Teil der Natur begreife, einer pantheistisch gefassten Gott-Natur; »so hat auch das betrachtende Leben in der Natur mehr Einfluß auf mich gehabt als die Philosophie«, meinte Bismarck in dem erwähnten Tischgespräch. Seinem sozialen Selbstverständnis gemäß hielt er auch für erwähnenswert, dass Spinoza »ein aristokratischer Jude« gewesen sei, wie sich ja überhaupt die holländischen Juden vorwiegend aus dem portugiesischen Judenadel rekrutiert hätten. Was Bismarck von Ciceros »De officiis« übernommen haben mag? Müßig, darüber zu spekulieren, aber vielleicht hat die von ihm in den 1850er Jahren polemisch formulierte Amtsauffassung, über die noch zu sprechen sein wird, ihre Quelle auch in Ciceros Alterswerk.

Nach den krisenhaft aufgewühlten Tagen im Herbst 1836 hat ihn die Erde wieder. Heilsam empfindet Bismarck jetzt seinen neuerweckten Arbeitseifer, durch den er »das Vorgefallene auf Zeiten zu vergessen« sucht; aber das gelingt ihm nur »auf Zeiten«. Die Clevelands sind abgereist, wollen aber im nächsten Sommer wieder nach Aachen kommen. Bismarck ist tief beunruhigt und innerlich zerrissen. Es überfällt ihn das Gefühl der Reue, dass er

das Heiratsversprechen nicht definitiv gemacht habe; dann scheut er wieder vor einer ernsthaften Bindung zurück, nicht zuletzt wegen seiner prekären Finanzlage. Der Zustand des Verheiratetseins erscheint ihm in seinem Alter und seinen Verhältnissen monströs; es ist »peinlich«, wenn man einer reichen Frau gar nichts bringt als sehr große Aussichten.

Große Aussichten? Die Fragen der zukünftigen Karriere werden nun drängender für ihn. Gegen die Diplomatie, so bekennt er dem Bruder, spricht zunächst der »Mangel an Bekanntschaften mit den Leuten an der Spitze«. In demselben Brief ruft er besorgt aus: »Wenn mir nur Ancillon nicht einen Querstrich macht!«, und bittet den Bruder, in Erfahrung zu bringen, »wie Ancillon jetzt über Zulassung neuer Kandidaten denkt«, und ähnliches mehr. Bismarck spekuliert auch darüber, ob nicht Arnim (sein Aachener Vorgesetzter) Minister des Auswärtigen werden könne, »da Alvensleben jetzt definitiv Finanzier ist«. Der Herr Referendar wünscht Ancillon, der schon sein Alptraum geworden ist, zwar alles Gute, aber dieser könne »doch nicht ewig leben«. Arnims wiederum, den er schon als Ancillons möglichen Nachfolger ansieht, ist sich der junge Herr und Diplomatenaspirant auch nicht sicher. Seine Fähigkeiten wird Arnim mit scharfem und unbestechlichem Blick ohne Zweifel anerkennen; aber wird der Unbestechliche und stets gut Informierte die Spielbankaffären übersehen? Wird er den englischen Konnexionen, die ja zur großen Beunruhigung des Verliebten und Karrieresüchtigen noch gar nicht fest und endgültig geknüpft sind, das nötige Vertrauen schenken oder sie gar als einen personal- und staatspolitischen Gewinn betrachten, etwa im Sinne der bereits von Ancillon im Berliner Gespräch entwickelten Maximen?

All diese Zweifel drängen Bismarck noch zu anderen Kombinationen; er macht seinen Bruder auf Wilhelm von Bonin, den pommerschen Oberpräsidenten zu Stettin, aufmerksam: »Durch seine Verwandtschaft mit Kamptz, verbunden mit seiner eigenen Stellung, ist er vielleicht derjenige Präsident, dessen Protection (!!) die wirksamste sein würde auf die Länge; und bei unseren Verhältnissen würden wir ihm so nahe stehen können, wie irgend jemand. Ich glaube noch immer, daß ich mehr Aussicht unter seinen Auspizien haben würde als unter Ancillons.« Die hier erwogene Kombination Bonin-Kamptz als mögliches Protektorenpaar ist schon deswegen politisch und psychologisch interessant, weil der Quasi-Liberale Bismarck nicht davor zurückschreckte, sich unter Umständen Karl von Kamptz, einem der Demagogenverfolger und damaligen Justizminister für Gesetzesrevision, anzuvertrauen.

Wohin der junge Bismarck nur schauen mag, sei es eine mögliche Heirat, sei es die Frage nach dem künftigen Beruf, überall machen ihn seine finanziellen Verhältnisse unfrei. Gerührt und dankbar kann er schließlich am 2. November 1836 dem Bruder berichten, daß der Vater, ohne Vorwürfe zu

machen, geholfen hat. Das veranlasst ihn im Brief an den vermittelnden Bruder zu detaillierter Rechenschaft über die Verwendung von 200 Reichstalern, die ihn zwar aus ärgster Verlegenheit erlösten, aber seine Finanzen noch nicht sanieren konnten. Gleichwohl, er freut sich, jetzt zu einem guten Teil entlastet zu sein und wieder Lust und Kraft zum Arbeiten zu haben; im Winter will er durch Sparsamkeit noch einiges erübrigen. Nur mit dem Vorschlag, nach Stettin zu gehen, kann er sich nicht anfreunden: »... ich muß die Residenz oder das Land haben«, meint er. Zwischen diesen beiden Polen haben viele Bismarcks seit dem 17. Jahrhundert mehr oder weniger gependelt.

Die Dinge scheinen allmählich ins Lot zu kommen, da treffen ihn hart und unerwartet Neuigkeiten über die Herkunft seiner englischen Freundin, die diese noch immer erträumte Verbindung mit all ihren gesellschaftlichen Ambitionen abrupt zunichtemachen. Es ist der Brief vom 3. Dezember 1836, in dem er dem Bruder Enthüllungen macht – kaum zu verkraften für seinen Adelsstolz! Aus ganz unbefangener Quelle kam ihm zu Ohren, dass seine englische Angebetete weder die Nichte noch die illegitim geborene Tochter des Herzogs von Cleveland ist, sondern wahrscheinlich die Frucht eines zweifelhaften Gewerbes ihrer Mutter, die sich erst seit zwei Jahren in den reputierlichen Stand einer Duchess (Herzogin) versetzen konnte. Das ist zu viel für den standesbewussten Bismarck. Die empfindliche Verletzung seiner Gefühle und die Befürchtung, seine Neigungen seien manipuliert worden, bringen ihn zu ebenso spontanen wie jugendlich-ergrimmtten Reaktionen gegen die angebliche Trunkenheit der Liebe. Die tiefe Missstimmung, die ihn jetzt befällt, rührt vor allem daher, dass ihm »der Gedanke sehr fatal« ist, »gleich einem Bären am Honig, wohlbedächtigt eingefangen zu werden«. Nichts könnte seinen unbändigen Stolz, der nicht die mindeste Nichtachtung erträgt, tiefer treffen, als vielleicht dem Eigentümer einer Lorgnette mit der Bemerkung gezeigt zu werden: »... look there that tall monster, that is the silly german baron, whom they have caught in the woods, with his pipe and his seal-ring.«

Angesichts der stets übersensiblen Reaktionen Otto von Bismarcks selbst auf geringfügige Antastungen seines Selbstgefühls ist eines klar: Diese sarkastische Selbstverspottung zeigt das unwiderrufliche Ende einer Liaison an. Was er später, etwas ruhiger geworden, noch darüber schreibt, sind nur noch Reflexionen über eine abgetane Episode in seinem Leben, mehr abgetan auf jeden Fall als die Finanzsorgen, die ihn noch ein gutes Stück Weges begleiten werden. Und während die Gläubiger, wie er feststellt, aus der Erde wachsen »wie Nachtwächter bei der Notpfeife«, konstatiert er noch einmal grollend: Die meisten Forderungen, von »Schuster, Schneider, Wirtshaus, Kutscher, alten Darlehen und Spielschulden« herrührend, »tragen ein Datum aus der Zeit der Anwesenheit Clevelands (noch eine der vielen Vorzüge des Verliebt-

seins) und sind daher schon zu alt, um meinem Credit nicht nachteilig zu sein.«

Auch im Dezember 1836 befindet er sich noch »in der hundsfüttichsten pecuniären Lage von der Welt; für jemand, der weniger daran gewöhnt wäre als ich il y aurait de quoi perdre courage« (zum Mut verlieren also). Nein, so versichert er dem Bruder, er werde nicht heiraten, »eine Leidenschaft vergißt sich, wenn auch spät; ich taue jetzt nicht zum Familienvater; ich habe noch zu viel Unabhängigkeitssinn, u. welch schrecklicher Gedanke, von dem zu leben, was ein Fremder, der nicht einmal meiner Frau Verwandter sein würde, dessen Kinder sie verächtlich ansehen würden, ihr aus gutem Willen giebt.«

Ja, so steht es mit dem jungen Bismarck; »arm am Beutel, krank am Herzen«, wie es im »Schatzgräber« heißt, sieht die Welt mitunter recht trübe aus. Doch bald wird sie wieder etwas Farbe gewinnen. Das Finanzdefizit lässt sich gegen Jahresschluss mit 90 Reichsthaler genau fixieren. Das zwingt Otto, den Bruder Bernhard zu erinnern: »Zu Neujahr fürchte ich werden die Leute dringlich werden.« Da könnte er »mehr und schlimmere Erscheinungen haben als Richard der III.« Im darauffolgenden Brief fühlt er sich – vorübergehend, wie sich bald zeigen wird – nicht »in Bedrängnis«, wenn er auch einer Reform des Budgets von Grund auf bedürfe. Er zeigt sich erleichtert und voller guter Vorsätze. Die diplomatische Karriere erscheint ihm aussichtsreicher. Der Bruder konnte ihn wohl über die Haltung Ancillons beruhigen; sein unmittelbarer Vorgesetzter Arnim ermahnt ihn gelegentlich, fördert ihn aber offensichtlich: Bismarck arbeitet »im Communal-, im Militär-, katholischen und evangelischen Cultus-Departement zugleich, soll mit allen 4 bis Ostern fertig sein«, nebenbei noch »fürchterlich umfassende Ausarbeitungen« machen, die Arnim mit ihm durchspricht.

In einem Brief vom März 1837 spielt Otto dem Bruder Bernhard gegenüber wiederum den sachkundigen Eheberater, »denn der Schritt in die Ehe ist zu entscheidend für das ganze Leben, um ihn zu tun, ohne über alle seine Folgen sicher zu sein. Fasst man dabei einen Strickbeutel statt des Geldsackes, so ist man nichtsdestoweniger damit abgefunden, und ohne Mittel, den Fehlgrieff wieder gut zu machen, da man leider nur eine Frau nehmen darf.« Und nun wägt Otto von Bismarck den Bruder auch noch nach seinem steigenden Tauschwert; er solle seine Neigungen zum häuslichen Teetisch noch bekämpfen: »... wenn Du Dich leidlich conservierst, so bleibst Du wenigsten noch 10 Jahre ein willkommner epouseur, und bist Du erst Landrat oder auch nur Assessor, oder hast eines von Vaters Gütern übernommen, so erhöht dies Deine Ansprüche an eine gute Partie um wenigstens 75 %.« Und wo der Heiratsmarkt am besten bestückt ist, weiß Otto auch genau: Das Angebot soll in Belgien recht gut sein. Otto von Bismarck nennt Namen und gibt die entspre-

chenden Werte in Francs und Reichstalern an. Eine junge Demoiselle aus Brüssel, 19 Jahre alt, wie man ihm sagte »hübsch, schlau und von der feinsten Bildung«, die es sich in den Kopf gesetzt hat, »nur einen Deutschen von gutem Adel und protestantischen Glaubens zu heiraten, ist mit 10 000 frcs. unschwer zu haben und würde nach dem Tode der bejahrten Mutter 50 000 frcs. = 13 333 $\frac{1}{3}$ Rth. P.c. Reven.« dazubekommen. Belgien, das wäre »das gelobte Land für den heiratslustigen gentleman; ein reicher Adel und keine Majorate.« In diesem Ton wird weiter ironisch recherchiert und kalkuliert.

Freilich, die sonderbare »Mönkguther Art zu werben« und all diese Erwägungen eines knapp Zweiundzwanzigjährigen, der – wie man bald sehen wird – durchaus noch die Fähigkeit besitzt, im Ansturm der Gefühle alle Berechnungen über den Haufen zu werfen, braucht man nicht allzu ernst zu nehmen. Schon jetzt plagt ihn ein wenig das Gewissen wegen der Engländerin, die er wiedersehen wird: »... was muß die arme Laura von mir denken, wenn ich mich in sie als die Nichte eines Herzogs verliebe, ihr aber den Rücken drehe, sobald ich höre, daß sie das Unglück gehabt hat, so und so zur Welt zu kommen.« Freilich nennt er sich damit ironisch »auf dem besten Weg zur Romantik«, und der hatte er ja erst vor kurzem so grimmig abgeschworen. Doch der Bruder möge nicht befürchten, so heißt es am Schluss, »daß ich mich der Romantik mit Consequenz hingebende, denn auf der andern Seite widerstrebt es meinen Neigungen und müßten sehr gewichtige Gründe hinzukommen, wenn ich eine andere als die legitime Tochter eines Edelmanns heiraten sollte.« Diesen letzten Satz sollte man allerdings ernst und wörtlich nehmen, denn er bezeichnet ein tief verwurzeltes, im Lebensbereich der Bismarcks geltendes Grundprinzip.

Ungeachtet dessen wurde es dem jungen Bismarck recht schwer, sich von seiner Laura auch innerlich loszureißen; er hatte eben, wie sich die Herren auszudrücken liebten, »noch zuviel Romantik im Leibe«. Darum bekennt er zwischendurch: »Die M. R. Geschichte macht mich bisweilen recht niedergeschlagen, bis ich es wieder dahinbringe, mich selbst auslachen zu können.« Doch dieser Bismarck tröstet sich nicht bloß auf philosophische Art, etwa mit Hilfe Spinozas – auch nicht nur durch Arbeit, sondern mit neuen Abenteuern. Gleich zu Beginn des Jahres 1837 brüstet er sich in einem alle gesellschaftlichen Wirkungen berechnenden Lebemannstil: »Jetzt habe ich mich von Neuem und mehr mit Berücksichtigung der Umstände verliebt, in eine femme de qualité von 36 Jahren [Bismarck ist zu dieser Zeit noch nicht 22 Jahre alt!], verheiratet, sehr gut conserviert, und coquette mit Geschmack, eine Leidenschaft, die ich für sehr instructiv halte. Deshalb rechne ich mir auch die dazu erforderliche Zeit als auf meine Bildung verwandt an und berücksichtige diese Beschäftigung in der regelmäßigen Einteilung meiner

Stunden, zumal die französische Sprechübung zugleich damit verbunden ist. Außerdem gibt eine Leidenschaft der Art sehr gutes Ansehen in der Gesellschaft, und ich bin deshalb vollkommen zufrieden mit ihr und mit mir.« Schon zu Beginn seines Briefes erklärt er seinem besorgten Bruder, dass der Ruf eines ehemaligen Bonvivant in der Carrière nicht hinderlich sei, wenn man es dabei möglich mache, seine berufliche Schuldigkeit zu tun.

Otto von Bismarck kannte die Spielregeln seiner Welt: Erotische Libertinage wird hingenommen, macht sogar interessant – solange sie nicht das Prestige Gleichrangiger berührt. Diese Grenze respektierte Bismarck, der sonst als junger Mann in der Liebe zum Weibe, wie der alte Keyserling rückerinnernd niederschrieb, dem Naturtrieb ohne große Skrupel folgte. Selbst in Beziehungen, wo zweifellos die Neigung gegenseitig war, wahrte er später, so schwer es ihm ankam, Zurückhaltung und wusste zu verzichten – so in seinem Verhältnis zu »Lienchen«, der Verlobten des Hermann von Malortie; dann zu Marie von Thadden-Blanckenburg und später zur Fürstin Orlowa.

All seine »bêtisen« als Bonvivant waren nicht durch Moral gehemmt, sondern durch Mangel an Geld, das er in Momenten schlimmster Finanznöte als »schändliche Erfindung« verfluchen konnte. Ohne finanzielle Erwägungen, wie er eventuell seinen Lebensstil ökonomischer gestalten könne, geht kaum ein Brief an den beim Vater vermittelnden Bruder mehr ab. Es bleibt eine fortdauernde Überschattung aller Verhältnisse durch Geldmangel, ein ständiger Zwang zu allen möglichen Winkelzügen, um aus der Klemme herauszukommen.

Schon wenige Monate später, wie der Brief an Bernhard aus Aachen vom 19. Juli 1837 verrät, hat Otto erneut »Feuer gefangen«. Wieder ist es eine Engländerin, die ob ihrer Schönheit allseits bewunderte siebzehnjährige Isabella Loraine-Smith, die alle seine Vorsätze über den Haufen wirft. Es wiederholt sich bei ihr, die pikanterweise noch die Freundin von Bismarcks ehemaliger Angebeteten, Miss Laura Russel, ist, so ziemlich alles, was Otto von Bismarck schon einmal durchlebte und was er weise hinter sich gebracht zu haben wähnte. Mit einem Unterschied: Alles nimmt noch größere Dimensionen an, auch der Grad seines inneren Engagements, das ihn bei dieser Verbindung dazu bringt, gegenüber Karl Friedrich von Savigny schon von seiner »Familie«, seinen »Angehörigen«, seinem »Schwiegervater« und seiner »definitiven Verehelichung, die wahrscheinlich im Ende März zu Scarsdale in Leicestershire stattfinden wird«, zu sprechen.

Isabella Loraine-Smith war die Tochter des anglikanischen Hauptpfarrers von Passenham mit dem respektablen Titel eines Rektors. Die Loraines hatten ihrem Namen das Smith angehängt, als sie ein Baronat und ein Familiengut in Enderbery in Leicestershire erbten; sie gehörten also dem englischen

Landadel an, und Isabellas Vater war kein Landgeistlicher im Sinne eines ostelbischen Pastors, der sich gegenüber dem gutsherrlichen Patronatsherrn in untergeordneter Stellung befand.

Bismarck folgt – ohne genehmigten Urlaub – seiner geliebten Isabella nach Wiesbaden, reist mit den Engländern herum, geht großspurig mit Geld um, so etwa für Champagner-Diners bei Mondschein, macht unvermeidlich Schulden, sucht diese mit Spielgewinnen auszugleichen und verspielt »exorbitant viel« – über 1700 Taler. Sein Fiasko ist ungeheuerlich; er, der »von jeher einen gefährlichen Hang« hat, mehr auszugeben, als er einnimmt, so heißt es in einem späteren Bekenntnis gegenüber seiner Cousine, kann es beim Zusammensein mit seinesgleichen schwer ertragen, »in irgend einer Beziehung hinter jemand zurückzustehen«. Daher ist der Umgang mit den wohlhabenden Briten eine folgenschwere Versuchung für ihn. Einerseits schmeichelt seiner Verliebtheit und seinem Selbstgefühl der Besitz einer Engländerin »von blondem Haar und seltener Schönheit«, andererseits treibt ihn diese Familie weiter in eine demütigende Finanzmisere. Und schließlich geht die im wahrsten Sinne des Wortes teuer bezahlte und den Freunden schon angekündigte Verbindung in die Brüche.

Warum, weswegen? Man kann es nicht eindeutig sagen. Denkbar ist, dass sich vielleicht die Engländer für den finanziellen Status des Freiers interessiert haben und ihnen da einiges zu Ohren gekommen ist. Umgekehrt stellte auch Bismarck Betrachtungen über die Vermögensverhältnisse des Hauptpastors von Passenheim an und bekundete einige Ängste, sich »in das Fegefeuer einer genierten bürgerlichen Ehe zu begeben«. Mister Loraine, in drei Grafschaften wählender Grundbesitzer, schien selbst nach englischen Begriffen wohlhabend zu sein, doch musste »sein Einkommen hauptsächlich in einer bedeutenden Pfründe« bestehen, deren Rente mit seinem Tode erlosch. »Bei dem großen Mangel von fonds auf meiner Seite glaube ich nicht, daß ich eine Frau unter 1000 l. St. jährlich nehmen kann, und ob L[oraine] soviel zu geben auf die Dauer willens und imstande ist, weiß ich nicht.« In seiner oft genug entwaffnenden Offenheit setzte der Briefschreiber noch hinzu: »Wie gefallen Dir diese Berechnungen von der Feder Jemandes, der sich selbst für sehr verliebt hält?« Manches lässt also darauf schließen, dass beide Seiten, der junge Bismarck und der alte Loraine, finanzielle Überlegungen angestellt haben, die am Ende eine Ehe ausschlossen – am Ende einer Reise, die ihn mit Isabella und ihrer Familie von Wiesbaden aus über Frankfurt und Mainz den Oberrhein hinauf, nach Straßburg hinüber und weiter in die Schweiz führte.

Den ursprünglich für vierzehn Tage bewilligten Urlaub überzog Bismarck unerlaubterweise um Monate und machte sich erst im Herbst von Bern aus seiner vorgesetzten Behörde zu Aachen in einem leicht zerknirschten Ton und

überdies mit nicht wahrheitsgemäßen Begründungen bemerkbar. Nach seinem formellen Gesuch um die Verlängerung seines Urlaubs um weitere zwei Monate wies der Regierungspräsident von Arnim in der ebenso zurückhaltenden wie bestimmten Sprache aristokratischer Diplomatie den disziplinenlosen Bonvivant zurecht und zurück: Die Verlängerung des Urlaubs erscheine »nicht mehr angemessen«; man könne vielmehr den von Bismarck selbst »ausgesprochenen Entschluß, zu einer der königlichen Regierungen in den altpreußischen Provinzen überzugehen, um zu einer angestrenzteren Tätigkeit in den Amtsgeschäften zurückzukehren, nach welcher Sie bei den gesellschaftlichen Verhältnissen in Aachen vergeblich strebten, nur ganz billigen ...«

Es folgten etwa fünf Monate angeblich angestrenzter Arbeit bei der Regierung in Potsdam und dann der nicht mehr zu umgehende Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger bei den Garde-Jägern zu Potsdam, später bei den Pommerschen Jägern in Greifswald. Um von diesem einjährigen Militärdienst freizukommen, hatte er einen »letzten Versuch« unternommen, »und zwar auf Grund einer Muskelschwäche, die ich infolge eines Hiebes unter dem rechten Arm bei Aufheben des letzteren zu verspüren behauptete (!); leider ist er nicht recht tief genug«. Bismarck scheute also nicht vor dem Versuch zurück, sich mit Hilfe solch billiger, tausendfach ausprobiertes Tricks vor einem leicht zu ertragenden Dienstjahr zu drücken.

Mitte der 1840er Jahre bekannte Bismarck seinem Studienfreund Scharlach, dass er am Beginn einer »glänzenden Carrière« gestanden habe, »und vielleicht hätte der Ehrgeiz, der damals mein Lotse war, noch länger und für immer mein Steuer geführt, wenn nicht eine bildschöne Engländerin mich verleitet hätte, den Cours zu ändern, und 6 Monate ohne den geringsten Urlaub auf ausländischen Meeren in ihrem Kielwasser zu fahren. Ich nötigte sie endlich zum Beilegen, sie strich die Flagge, doch nach zweimonatlichen Besitz ward mir die Prise von einem einarmigen Obristen mit 50 Jahren, 4 Pferden und 15 000 rl. Revenuen wieder abgejagt. Arm am Beutel, krank am Herzen, kehrte ich nach Pommern heim.« Doch heiratete Isabella Loraine-Smith auch diesen Mann mit festem Einkommen nicht, sondern den neunundzwanzigjährigen Bankier Richard Lee Bevan aus Harrow.

Und als die »projektierte Verbindung ganz und unwiderruflich abgebrochen ist«, bleibt neben der »Erinnerung an 4 sehr glückliche Honig-Monate« ein bedeutendes Finanzloch, das Otto von Bismarck noch auf Jahre zu schaffen machen wird. Mit seinen Schulden verbinden sich Plackereien und Drohungen durch die Gläubiger. Diese sind, wie ein Freund berichtet, derart »aufgebracht«, dass sie sich an Arnims Nachfolger, an den Präsidenten von Mallinckrodt wenden wollen, der seinerseits darauf drängen muss, dass alle Schulden »ohne weiteres« bezahlt werden. Immer wieder stehen die Wirts-

rechnungen obenan in der Schuldenliste und beweisen Bismarcks Drang, in Gesellschaft ungeachtet seiner realen Finanzlage den Großzügigen zu spielen und dabei leichtsinnig-verwegen die Folgen zu missachten. Schließlich steht es so kläglich um ihn, dass auch ein Betrag in Anrechnung gebracht werden muss, der von den »durch die Motten beschädigten und von dem Gerichtsvollzieher verkauften Kleidungsstücke(n)« herrührt.

Nach mühevollen Schuldenliquidierungen im Februar 1839 zu Aachen folgen bereits im Oktober desselben Jahres erneut höchst unerquickliche Briefe eines älteren Gönners aus Wiesbaden, der Bismarck freundschaftlich und dringend rät, seine Verpflichtungen mit dem Bankier Berlé zu regulieren und sich mit diesem in Verbindung zu setzen; auch hier treibt die notorische Zahlungsunfähigkeit Bismarcks die Dinge so weit, dass im September 1840 sein Gönner, der Oberst a. D. von Hagen, warnen muss, wie »höchst unangenehm« es sei, wenn Berlé seine Drohung realisieren sollte und »die Sache durch den Preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt betreiben« lasse.

Peinlichkeiten über Peinlichkeiten also, Bedrängungen von allen Seiten, drohende und wohlwollende. Kein Wunder, wenn der Gönner, ein erfahrener Lebemann, auf einen probaten Ausweg sinnt und Bismarck eine junge Dame anpreist, die er »nach dem Tode der Eltern« auf »mindestens 80 000 f. Revenuen« taxiert. Seiner Berechnung nach »ist sie 22 Jahre alt, soll etwas difcilen Kopf haben und bedarf eines Mannes, der Haare auf den Zähnen hat«. Noch steht sie im Angebot, doch der besorgte Freund treibt zur Eile an, denn »daß sich zu einem solch fetten Braten Liebhaber finden, läßt sich denken«. Dergleichen Kalkulationen waren Bismarck keineswegs fremd, aber letztlich sträubten sich sein Stolz und sein Gefühl dagegen, sich einen »Goldfisch« zu angeln. Zwar konnte er so schreiben, doch so konnte er nicht handeln.

Es war also gekommen, wie es kommen musste: Die wiederholten Demütigungen verletzten seinen unbändigen Stolz schwer; es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass sein Entschluss im Herbst 1837, Aachen zu verlassen und nach Potsdam zu gehen, ein Ausweichen vor dem persönlichen Kontakt mit zahlreichen Gläubigern war. Dies gestand er zehn Jahre später seiner Braut Johanna unumwunden ein. Wie er sich nach dem Aachener Referendariat auch entscheiden mochte, ob für den Staatsdienst oder nicht, eines wurde damals offenbar: Seine jugendlich unreifen, leidenschaftlich bewegten, halb unbewussten und halb rebellischen Versuche, mit Hilfe des Einheiratens in die englische Aristokratie aus der preußischen Enge auszubrechen, waren gescheitert.

Mit diesem Scheitern geriet er erst recht in Zwänge, in denen er gar nicht anders entscheiden konnte, als er tatsächlich entschied. Hatte ihn die Finanz-

not der Familie bereits bei der englischen Brautwerbung behindert, so drängte sich jetzt die Einsicht auf, dass nur bei einer Sanierung der Familiengüter in Pommern und an der Elbe Aussicht auf Abtragung des Schuldenberges bestand. Eine solche Sanierung war von der in der Landwirtschaft kostenaufwendig dilettierenden und immer kränker werdenden Mutter nicht zu erwarten, und der Vater, der dem Landleben um vieles näher stand als seine Frau, ließ alles beim Alten und kümmerte sich wenig um modernere und rationellere Formen des Wirtschaftens. Seinem stets hilfsbereiten Bruder konnte Otto von Bismarck auch nicht alles überlassen, vielmehr musste er mit ihm die väterlichen Güter Kniephof, Külz und Jarchlin bewirtschaften.

Nachdem er also während seiner militärischen Dienstzeit in Greifswald die nahe gelegene Landwirtschaftsakademie zu Eldena besucht hatte, traf er im Spätsommer 1838 endgültig die Entscheidung, den Staatsdienst aufzugeben und Gutsherr zu werden. Das rief Verwandte auf den Plan, die zwar einiges von seiner Leichtlebigkeit, aber kaum etwas von seinem riesigen Schuldenberg wussten; sie beschworen ihn, doch einen solch folgenschweren Schritt zu unterlassen. Zu ihnen gehörte »Lienchen«, die Cousine Caroline von Malortie, geborene Bismarck-Bohlen; in einem Brief vom August 1838 führte sie alle Argumente der Moral, des Patriotismus und des praktischen Nutzens an, um ihren Otto zu bewegen, seine Entscheidung rückgängig zu machen. Da sie von dem finanziellen Zwang, unter dem Bismarck stand, kaum etwas wusste, musste aller moralischer Appell wirkungslos bleiben.

Der Brief der Cousine, die in Bismarck mehr angelegt sah als nur das Landjunkerleben, beeindruckte ihn zu sehr, als dass er ihn hätte unbeantwortet lassen können; auch mag er die Pflicht gefühlt haben, der Familie und den nächsten Anverwandten über seine Lebensentscheidung Rechenschaft abzugeben. Daher ließ er die Antwort an die Cousine abschriftlich im September 1838 auch dem Vater zukommen; außerdem erhielt sein Bruder Bernhard die lange Epistel zur Kenntnis und, neun Jahre später, seine Braut Johanna. Schon die Tatsache, dass er diesen Brief an mehrere Adressaten richtete, macht ihn zu einem Schlüsseldokument, erst recht aber der Inhalt; das Schreiben ist ein Meisterwerk familiärer Diplomatie. Mit subtiler Argumentation, die auch liberale Tendenzen zu assimilieren versteht, ohne seine individuelle Eigenständigkeit preiszugeben, in einem kunstvollen Geflecht von Dichtung und Wahrheit, von echter und geschickt arrangierter Überzeugung, pariert er die bekümmerte Mahnung der Cousine. Er legt überzeugende Gründe in Fülle dar, letztlich verschweigt er auch keinen, aber er erwähnt den wichtigsten Grund, nämlich dass seine Finanzlage ihn schlechterdings zwingt, zunächst seinen Besitz wieder profitabel zu machen, nur in verdeckter Weise; erst seiner Braut gegenüber gesteht er Anfang 1847, dass die »ganz enorme Summe von

Schulden«, die er in ihrem Ausmaß dem Vater verschwiegen, »ein Hauptgrund« für seinen Weggang aus Aachen gewesen sei.

Bei aller Vertuschungsabsicht und zweckbedingter Diktion des Briefes enthalten die politischen Ausführungen aufschlussreiche Wahrheiten über Bismarcks Charakter und geistige Physiognomie. Er begegnet den Vorhaltungen offensiv mit der Erklärung, dass ihm »von Hause aus die Natur der Geschäfte und der dienstlichen Stellung unsrer Staatsdiener nicht zusagt«, und bekennt, dass sein »Ehrgeiz mehr danach strebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen«, das seien Fakten, für die er außer seinem Geschmack keine andere Ursache anführen könne. Vom subjektiven Empfinden auf die allgemeine gesellschaftliche Situation des Staatsdieners überleitend, fährt er fort: »Die Wirksamkeit des einzelnen Beamten bei uns ist wenig selbständig, auch die des höchsten, und bei den andern beschränkt sie sich schon wesentlich darauf, die administrative Maschinerie in dem einmal vorgezeichneten Geleise fortzuschieben. Der preußische Beamte gleicht dem Einzelnen im Orchester; mag er die erste Violine oder den Triangel spielen: ohne Übersicht und Einfluss auf das Ganze muss er sein Bruchstück abspielen, wie es ihm gesetzt ist, er mag es für gut oder schlecht halten. Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine.«

Gerade das Argument der Nivellierung seiner Persönlichkeit kehrt mehrfach wieder: Man müsse, »um an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen zu können, besoldeter und abhängiger Staatsdiener sein; man muß vollständig der Beamtenkaste angehören, ihre falschen und richtigen Ansichten theilen und jeder Individualität in Meinung und Handlung entsagen«. Die herrschbedürftige Mentalität Bismarcks kollidiert hier mit dem Einordnungszwang, den der bürokratische Apparat verlangt. Diesem Konfliktstoff gibt er schließlich dadurch die staatspolitische Weihe, dass er sich als Anhänger eines Regierungssystems bezeichnet, das »dem von unserm Gouvernement anerkannten wesentlich zuwiderläuft«. Worin, wodurch, in welcher Richtung, so möchte man fragen. Doch darauf sind die Antworten spärlich, allgemein und unbestimmt gehalten. »In einem Staate mit freier Verfassung«, so erfährt man bestenfalls, »kann ein jeder, der sich den Staatsangelegenheiten widmet, offen seine ganze Kraft an die Verteidigung und Durchführung derjenigen Maßregeln und Systeme setzen, von deren Gerechtigkeit und Nutzen er die Überzeugung hat, und er braucht diese letztere einzig und allein als Richtschnur seiner Handlungen anzuerkennen, indem er in das öffentliche die Unabhängigkeit des Privatlebens hinübernimmt.«

Ins öffentliche Leben die Unabhängigkeit des Privatlebens hinübernehmen, wer konnte das zu jener Zeit? Am ehesten noch jene sich selbst verwaltende Ritterschaft, die Bismarck aus den Schilderungen Keyserlings kannte

und die auf Grund besonderer estnischer Verhältnisse ihre Rechte sowohl gegen die Krone als auch gegen die Bürokratie zu wahren gewusst hatte. Man täusche sich nicht: Was sich hier in liberalen Anklängen zu erkennen gibt, ist bestenfalls ein liberal eingefärbter feudaler Konservatismus, mehr nicht.

Von der Unabhängigkeit des Privatlebens allerdings hatte Bismarck eine hohe Meinung, und zwar sein ganzes Leben lang. Junkerlich und nach Kräften solide gegründet, gab es ihm einmal die Möglichkeit, gesellschaftlich standesgemäß aufzutreten, und zum anderen die Freiheit, jederzeit ein Amt aufzugeben, wenn es mit seiner Überzeugung und seinem Geschmack in Widerspruch geriet. Bismarck weiß sehr wohl, dass die Beamten häufig in Dienst gehen, »um einen anständigen und sicheren Broterwerb zu haben, und weil ihnen Mangel an Capital nicht erlaubt, ein andres honettes Geschäft anzufangen«. Ihm aber gab die Rückendeckung durch seine Güter Entscheidungsfreiheit, ermöglichte ihm, um ein Wort Schillers abzuwandeln, seinen Junkerstolz vor Königsthronen.

Dem jungen Bismarck war zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr merkwürdig viel fehlgeschlagen. War dies nur persönlich bedingt? Oder lag in der subjektiven Unvernunft seines Handelns auch eine objektive Vernunft? Warum konnte ein mit so großen Fähigkeiten ausgestatteter junger Mann seinen Platz in der Gesellschaft nicht finden? Varnhagen von Ense, ein Autor, den Bismarck nicht liebte, aber doch als Zeitchronisten anerkannte, schrieb im Herbst 1836: »Das Schlimmste in Preußen ist, daß alles stockt, daß keine Richtung lebendig und eifrig verfolgt wird, daß auf keiner Seite entschiedener Vorteil, frischer Gewinn ist, daß auch die am meisten Begünstigten ohne freudigen Trieb und kräftigen Genuß bleiben. Was gedeiht, gedeiht aus ganz allgemeiner Lebenskraft, ohne Absicht und Bewußtsein, gleichsam nur als Stoff eines künftigen Genusses und Zustandes.« Auch Karl Gutzkow, eines der Häupter der literarischen Richtung »Junges Deutschland«, urteilte in seinen autobiographischen Aufzeichnungen über jene Zeit hart: »Berlin gehörte dem Militär, den Beamten, den Geistlichen«, die alle einen »steifen, zugeknöpften, monotonen, ganz den Sonntagspredigten hingegebenen« Geist schufen.

Was in Berlin und Preußen lebendig und zukunftsweisend war, steckte gegen Ende der 1830er Jahre noch in den Anfängen oder war im Hintergrund, fast im Untergrund. Erst in den 1840er Jahren offenbarte sich die Fortschrittodynamik eines August Borsig, der 1836 die Eisengießerei und Maschinenbauanstalt gründete, aber auch die Kraft des Aufbruchs jener Junghegelianer, die sich als Dozenten und Literaten im »Doktorklub« lose zusammenfanden; zu Bruno und Edgar Bauer, Adolf Rutenberg und Friedrich Koeppen gesellte sich im Sommer 1837 der junge Studiosus Karl Marx aus Trier, dem Koeppen 1839 seine »Jubelschrift«: »Friedrich der Große und seine Widersacher«

freundschaftlich widmete. Schon fester umrissen zeigte sich jener Hegelianismus, der sich in den durch Arnold Ruge gegründeten »Halleschen Jahrbücher[n] für deutsche Wissenschaft und Kunst« zu Wort meldete. Hegels Geist war noch nicht erloschen – gerade weil er von rechts angefeindet und von links kritisch weitergeführt wurde. Bismarck gehörte zweifellos im Varnhagenschen Sinne zu den »am meisten Begünstigten«, und an Energie, Durchschlagskraft, Eigeninitiative hat es ihm nie gemangelt. Aber wohin damit, wenn im offiziellen Preußen »alles stockt«, »keine Richtung lebendig und eifrig verfolgt wird« oder – um mit sinngemäß parallellaufenden Bemerkungen Bismarcks zu reden – die »administrative Maschinerie« nur »in dem einmal vorgezeichneten Geleise fortzuschieben« war? Wohin sollte er also gehen, wenn nicht auf die väterlichen Güter?

Es war innerer und äußerer Zwang, der Bismarck Ende der 1830er Jahre zum Leben und Wirken auf dem Lande trieb. Aber war damit eine unwiderriefliche Lebensentscheidung getroffen? Gerade in der Zeit seines Übergangs zur Landwirtschaft bildete sich in der Industrie und bürgerlichen Ideologie jene Konfrontation heraus, die Bismarck in den 1840er Jahren auf den Plan rufen sollte und ihm im antirevolutionären Kampf seinen Platz zuwies. Das hat er im Herbst 1838 freilich noch nicht geahnt, aber er hat erstaunlich genau gewusst, unter welchen Umständen sein Ehrgeiz entfacht werden könnte. Weniger auf dem »breitgetretenen Wege, durch Examen, Connexionen, Actenstudium, Anciennität und Wohlwollen« seiner »Vorgesetzten« würden ihn Erfolge reizen, so meint er, wohl aber würden »manche Auszeichnungen« und unter anderem die »eines Mitspielers bei energischen politischen Bewegungen« auf ihn eine »jede Überlegung ausschließende Anziehungskraft ausüben, wie das Licht auf die Mücke«.

Aufs pommersche Land. Beruf ohne Berufung

In den Monaten der Aufbruch- und Abbruchstimmung des jungen Bismarck – weg vom bürokratischen Dienst, hin zur gutsherrschaftlichen Unabhängigkeit – verschlimmerte sich die Krankheit der Mutter. Solange Otto bis in den September 1838 hinein noch in Potsdam war, besuchte er sie öfters in Berlin, wo sie unter ärztlicher Obhut betreut wurde. Wie die Briefe an Vater und Bruder bezeugen, war er aufrichtigen Herzens besorgt, der Mutter ihr Los zu erleichtern und ihr in ruhiger Aussprache seinen Überdruß an bürokratischer Arbeit und seine berufliche Entscheidung zu erklären; sie erfuhr kaum etwas von seinen höchst persönlichen Schuldennöten, aber sie wusste einiges von der prekären Lage, in die die pommerschen Familiengüter durch

die intellektuell und physisch schwachen Kräfte ihres Mannes geraten waren. Da mag es ihr tröstlich gewesen sein, dass beide Söhne mit vereinter und frischer Kraft den Gutsbetrieb weiterbringen wollten; auch konnte er ihr wahrheitsgemäß sagen, dass er sich vom Staatsdienst ja nur habe beurlauben lassen, denn in der Tat suchte er erst im Oktober des darauffolgenden Jahres, 1839, um seine Entlassung nach. Ohne Not Brücken abzurechen war ohnehin nie seine Sache.

Bernhard, der in Kniephof die Erbangelegenheiten und die finanziellen Fragen überdachte und brieflich erörterte, unterrichtete seinen jüngeren Bruder Otto auch über die gerade in Pommern noch häufig bestehenden lehnsrechtlichen Bindungen der Familiengüter, die käuflichen Erwerb und die Erbfolge komplizierten. Da lag es nahe, den geschickteren Otto aufzufordern, mit der Mutter darüber zu reden, was in ihrem Sinne noch zu regeln sei. »Du hast in letzter Zeit wohl öfters mit ihr über diese Gegenstände conversiert und weißt, wie sie das überdenkt, stehst Dich überhaupt immer sehr gut mit ihr ...« So konnte sich Wilhelmine von Bismarck-Mencken zumindest im Ausklang ihres Lebens dem jüngeren, begabteren und um sein »Lebensglück« besorgten Sohn stärker verbunden fühlen, zumal sie aus eigener Erfahrung wusste, was ein unerfülltes Leben bedeutete. Am 1. Januar 1839 erlöste sie der Tod von den Qualen eines Krebsleidens. Knapp fünfzig Jahre alt war sie geworden, so, wie die Lebenskraft ihres Vaters und Großvaters auch nur die Halbjahrhundertgrenze erreicht hatte. Die Menckens besaßen nicht die physische Robustheit der Bismarcks.

Mit der Übersiedlung Bismarcks Ostern 1839 nach Kniephof in Pommern wurde die Alternative »die Residenz oder das Land« zugunsten des letzteren entschieden – jedenfalls vorläufig. Die Erwartung, selbstständig als Landwirt handeln und überdies aus den materiellen Nöten herauskommen zu können, mochte ihm den Abschied von Potsdam und Berlin leicht gemacht haben. Für ein energisches Mittun im gesellschaftlichen, politischen, ja selbst höfischen Leben der beiden Residenzstädte eröffnete sich damals keine Aussicht, und Berlin als Stadt war ihm gleichgültig, obwohl es damals als schön galt. Mit vielen Junkern – denken wir an Marwitz – war Bismarck von früh an und zeitlebens gleichgestimmt in seiner Haltung zu einigen Künsten: Zu manchen Bereichen der Literatur zog es ihn hin; für Musik hatte er ein Ohr; für Bauten kaum ein Auge und für Museen keinen Sinn.

In Kniephof gab es nach wie vor keine Bauern, neben dem Hausgesinde nur Instleute, auch Einlieger genannt. Das in Ostelbien nach 1815 mit dem Fortschreiten der Agrarreform sich weithin ausbildende Instverhältnis war insofern eine Übergangserscheinung, als der Instmann nicht mehr erbuntertägiger Büdner, aber noch nicht jener oft genug den Arbeitsplatz wechselnde

gelegene Dorf war Jarchlin, wo Ferdinand von Bismarck die Regulierung der bäuerlichen Eigentumsverhältnisse und Festlegungen über Ablösungsbeträge an Geld und Land zu seinen Gunsten bereits 1818 abgeschlossen hatte. Gutsiedlungen wie die in Kniephof waren in Pommern häufig anzutreffen, wie überhaupt diese Provinz zu den am wenigsten bäuerlichen und am meisten junkerlichen Distrikten Preußens gehörte. Nachweisungen und Verwaltungsberichte über die Durchführung und Auswirkungen der Agrarreformen von 1811, 1816 und 1821 mussten in Pommern alljährlich von der Generalkommission in Stargard an das Innenministerium nach Berlin gesandt werden.

In allen Provinzen existierten solche Generalkommissionen, die die Dienst- und Servitutsablösungen mit Hilfe der vor Ort agierenden Spezialkommissionen und Ökonomiekommissare durchzuführen hatten. Zunächst ging es bei den Verfahren zwischen Bauern und Gutsherren um die Rechtsqualität des Bauernlandes und die anzuwendenden Gesetze, dann um die Entschädigungsansprüche der Gutsherrschaft und um eventuelle Ansprüche der Bauern, die sich auf Forst- und Weidenutzung bezogen. Bei der Separation, die auch unter den Bauern und Kossäten zugänglich war, mussten andere Streitpunkte geregelt werden: die Feststellung der Bodenklassen und ihrer Qualitätsmerkmale, die Berechnung ihres Wertverhältnisses und die Bestellung der Feldmesser, die Quantität und Qualität der ab- und zugeteilten Bodenflächen.

Diese Vorgänge bei der Umstellung der feudalen Eigentumsverhältnisse auf bürgerliche waren aber keineswegs nur technischer Natur; hier hatte man es mit Menschen zu tun, mit Menschen unterschiedlicher Bildung und Temperamente, oft entgegengesetzter, jedenfalls unterschiedlicher Interessen, also mit Gutsbesitzern, Bauern, Kossäten, Pfarrpfründnern, Mühlenbesitzern und anderen. Indem sich alle auf die für sie auslegungsfähig gewordenen Edikte von 1807, 1811 und deren Deklarationen von 1816 und 1821, aber auch auf die aus dem Feudalismus stammenden und oft verwickelten Rechtsbestimmungen so oder so beriefen, waren langjährige, ja mitunter jahrzehntelange Rechtsstreitigkeiten unvermeidlich.

Diejenigen, die mit den Tücken der Objekte, mit den juristischen Verwicklungen und den Leidenschaften der Menschen auf dem flachen Land zu tun hatten, waren die den Generalkommissionen unterstellten Ökonomiekommissare. Aber wer war schon für ein solch dorniges und neuartiges Amt vor- und ausgebildet? Die im herkömmlichen Sinn ausgebildeten Beamten drängten sich kaum danach; so zog man als Ökonomiekommissare Menschen verschiedenster Ausbildung und Lebensschicksale heran. Man fand unter ihnen bankrotte Kaufleute und Apotheker, Doktoren der Philosophie, Feldmesser, Wirtschaftsinspektoren, Referendare, Kandidaten der Theologie, Justizkommissare, bankrotte Pächter, Gutsbesitzer und andere mehr. Doch

diese mehr in den Wechselfällen des Lebens als in den starren Gleisen der Beamtenlaufbahn geschulten, nicht festangestellten Staatsdiener arbeiteten sich mit der Zeit in die Schwierigkeiten ihrer Stellung und ihrer Aufgaben ein. Mit dem Fortschreiten der Regulierungen auf dem Lande und der damit verbundenen Umwandlung der feudalen Produktion in eine kapitalistische lockerten sich die patriarchalischen Bande und rissen teilweise. Ein neuer politischer Hegemon drohte auf dem Lande ins Spiel zu kommen, eben Vertreter des Bürgertums.

Auf diesem allgemeinen Hintergrund der agrarischen Verhältnisse in Preußen, insbesondere in Pommern, sind die weiteren Ausführungen im Brief Bernhard von Bismarcks an seinen Bruder Otto vom Oktober 1838 zu sehen. Bernhard ging nicht allein auf die Erbschaftsfragen ein, sondern auch auf die finanzielle Lage der neu in Besitz zu nehmenden Güter. In einer Nachschrift gab er zwar selbst zu, dass seine Darlegungen »etwas konfus geschrieben« seien. Doch so viel wird klar, dass Vater Ferdinand 9000 Taler Hypothekenschulden eingetragen und 6000 Reichstaler gegen Schuldschein uneingetragen geliehen hatte. Die Gläubiger waren allem Anschein nach vornehmlich Verwandte und Bekannte. Darüber hinaus erwähnte Bernhard auch sogenannte Meliorationsgelder, von denen er meinte, der König sei »sehr leicht gnädig bei diesen Kapitalien in Gewährung von Moratorien«. Wie diese Schulden auch im Einzelnen sein mochten und die beiden Brüder »diese Pest« etwa 1844 loszuwerden hofften – ein Ausnahmefall waren solche Lasten und Manipulationen keineswegs in Ostelbien.

Im selben Brief vom Oktober 1838 berichtete Bernhard ausführlich über den guten Stand der Ernte. Vom Roggen dachte er, »so Gott will, doch 2000 Scheffel verkaufen zu können«. Und volle Zufriedenheit äußerte er über die »sehr gute Ernte« an Erbsen, Wicken und Grünfutter. Ebenso habe es »mehr Heu gegeben als voriges Jahr, und wissen sich die ältesten Leute nicht zu entsinnen, daß früher so viel Futter gewonnen wäre als dieses Jahr«. Mit spürbarem Stolz erwähnte er die Vermehrung der Schäferei um 300 Schafe, die insgesamt die Zahl 3300 erreichten; die hohe Qualität der durch ausländische Rassen veredelten Schafe auf den Gütern Kniephof, Jarchlin, Külz, auch Kummerow, Trieglaff und andern wurde bereits in früheren Verwaltungsberichten gerühmt. Und wenn Bernhard noch über die neu in Gang gekommene Brennerei, über die Instandsetzung der Rieselwiesen zu berichten wusste, rundete sich das Bild einer gut florierenden Wirtschaft ab. Sie zeichnete sich auch durch Vielseitigkeit der Produktion aus und damit durch eine Abkehr von jener Praxis, sich im Wesentlichen auf Schafzucht und auf den Verkauf von Wolle zu konzentrieren. Offenbar wollten die Bismarcks auf das große Geschäft mit dem Roggen nicht verzichten.

Ansonsten hatte Bernhard über die Schulden hinaus »manche Defekte und Testierende Zahlungen« in der väterlichen Wirtschaft entdeckt. Sparen war also am Platze, weshalb Bernhard dem Rechnungsführer mit seinem Gehalt von 100 Reichstalern und 100 Reichstalern Unterhaltskosten zum Neujahr kündigte. Aber jene später vom Fürsten Bismarck gesprächsweise vorgebrachte asketische Lebensführung, die sich sogar aufs Essen erstreckt haben soll – Hering und Kartoffeln seien auf dem Tisch der Gutsherren gewesen –, lässt sich aus Zeitdokumenten nirgends belegen und dürfte der absichtsvollen Phantasie Bismarcks zuzurechnen sein, die den reformerischen Wandel im Agrarbereich recht verdüstert zeigen wollte.

Schulden waren nichts Außergewöhnliches in der junkerlichen Wirtschaft. Davon abgesehen fand Otto von Bismarck, als er nach Pommern kam, einen trotz allem eingespielten Landwirtschaftsbetrieb vor. Bernhard, der ihm hier gut vorgearbeitet hatte, unterschrieb seine Briefe an Otto manchmal mit »Freund und Bruder«. Sicherlich war er kein solch geistiger Partner wie Motley oder Keyserling, aber er zeigte sich in der Tat brüderlich hilfsbereit und brachte viel Nachsicht und Verständnis auf für Ottos mitunter tolle Eskapaden. Letztlich war dieser Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut, und Bernhard erfasste darüber hinaus instinktsicher und ohne Neid, dass sein jüngerer Bruder ihm in seiner persönlichen Eigenart und in geistiger Potenz überlegen war. Er nahm das gutmütig und weitherzig hin, auch wenn er den Jüngeren bisweilen ärgerlich anfuhr. Otto wiederum hatte seinen Bruder in recht heiklen Lagen als Freund und Vertrauten schätzen gelernt. So waren alle Voraussetzungen dafür geschaffen, dass die Brüder von Kniephof aus die pommerschen Güter etwa zwei Jahre bis 1841 gemeinsam leiteten. Auch als Bernhard im nahen Naugard Landrat und Otto selbstständiger Gutsherr von Kniephof wurde, setzten sie ihre Zusammenarbeit fort. Otto führte die Geschäftsbücher anstelle des von Bernhard entlassenen Buchhalters. Im Übrigen waren Verwalter und Inspektoren, die die Gutsbetriebe schon während Vater Ferdinands Alleinherrschaft in Gang gehalten hatten, weiter am Werk.

Otto interessierte sich spätestens seit Greifswald für die landwirtschaftliche Literatur. Da das systematische Einarbeiten in wissenschaftliche Bücher nicht seine Sache war, studierte er sie selten im strengen Sinne des Wortes, sondern schöpfte aus ihnen je nach Bedarf und Laune die ihm nützlich erscheinenden Informationen. Weit mehr wird er sich mit seinem quicken und frischen Verstand gesprächsweise von seinen Gutsleuten und -nachbarn Kenntnisse erworben haben. Auf diese Weise brachte es Otto von Bismarck bald so weit, dass er nicht allein als Gutsherr reden und mitreden, sondern auch die stumpferen Gemüter seiner pommerschen Nachbarn in Erstaunen versetzen konnte; was er da alles wusste über die Bodenqualitäten, über die

Wertverhältnisse von Grundstücken und Gütern, wie er mit Flurkarten umzugehen verstand, was er da alles aus dieser oder jener ausländischen Zeitschrift herausholte – das konnte ihm schon Achtung verschaffen.

Die Zeit des vielfach gehemmten und dennoch spürbaren Wandels auf dem flachen Land stellte an die Gutsherren neue Anforderungen im Umgang mit den Menschen, die ihnen unterstanden. Otto von Bismarck war politisch klug und menschlich einfühlsam genug, mit seinen Instleuten und Schäfern nicht stiefelstampfend, fluchend und schimpfend umzugehen; vielmehr war er zugänglich, jovial und, falls zurechtweisend, dann in ländlich angepasster Derbheit. In solchem Umgang besann er sich auch wieder auf das Plattdütsch.

Zunächst genoss er das freie Disponieren auf eigenem Grund und Boden. Nicht mehr im bürokratischen Getriebe gelenkt zu werden, sondern selbst schalten und walten zu können, war stets seine Sehnsucht gewesen. Aber dieses selbstständige Agieren auf dem platten Land war belastet, weil bei der Übersiedlung Bismarcks 1839 nach Pommern der äußere Zwang, seine Schulden abzutragen, von Anfang an stärker war als der innere Antrieb, etwa auf dem Gebiet der Landwirtschaft den ihm gemäßen Wirkungsradius zu suchen.

Blieb er aber nicht sein Leben lang mit dem Land eng verbunden? In der Tat war das so, obwohl er sich dabei von zwei verschiedenen Motiven leiten ließ. Da war zunächst das materielle Interesse an Gütern, die ihm aristokratischen Wohlstand und persönliche Unabhängigkeit garantierten. Bis in seine Ministerzeit hinein überwachte er sie, lenkte von ferne und vermittelte anderer etwa nach der französischen *Maxime*: *Rien faire et tout faire. Tout faire faire et rien laisser faire.* (»Nichts machen und alles machen. Alles veranlassen zu machen und nichts machen lassen.«)

In Bismarcks Charakter steckte jedoch nicht allein geschäftlicher Aktivismus, sondern auch ein sentimentaler Quietismus. So war er weniger und zugleich mehr als ein Landwirt; wie dieser war er mit Land und Natur verbunden, doch aus ihrem Leben und Weben vermochte er mit dem Naturell des musischen Menschen die Bildkraft seiner Sprache zu schöpfen. Das Durchstreifen von Flur und Wald, beobachtend und grübelnd, entsprach viel eher seinem inneren Bedürfnis als das Sichverlieren in der Geschäftigkeit eines junkerlichen Betriebes. Im September 1843 verspottete Otto von Bismarck sich selbst wegen seiner »krankhaften Faulheit«, an der er seit langem leide. Und auch später noch erzählte er, dass er bodenlos faul gewesen sei, ein Bummler, der nichts getan habe, als mit der Flinte im Arm auf der Jagd herum zu streifen. Scherzhafte Übertreibung? Mag sein, aber in jeder echten Karikatur wird ein gutes Stück Wahrheit ausgedrückt; es darf jedoch nicht übersehen werden, dass Bismarck in den Tagen und Stunden seiner »Faul-

heit« die Art seines Schauens, Redens und Schreibens naturhaft ausbildete und also doch produktiv war.

In all den Jahren seines Pommernaufenthalts, in denen der Beruf ihn immer weniger befriedigte und ihn immer mehr in eine innere Vereinsamung brachte, hatte Bismarck dennoch politische und gesellschaftliche Kontakte, die das Gefühl ständischer Zusammengehörigkeit bei ihm lebendig hielten. Da traf er sich zu Kränzchen, Bällen, Theateraufführungen, Teenachmittagen in Seebädern, Garnisonsstädten und auf Gütern mit seinesgleichen.

Die politische Betätigung des Kniephofer Gutsherrn war im Rahmen der junkerlicher Selbstverwaltung seines Naugarder Kreises recht bescheiden. Wenn es hoch kam, dann figurierte er auch auf den Stettiner Provinziallandtagen. Weitaus mehr zog es ihn zu jenen adligen Gutsherren, die ihn über das Agrarische hinaus nachhaltig beeinflussten und später auf Lebensbahnen lenkten, die seinem politischen Betätigungsdrang weitere Perspektiven eröffneten. Die belebenden Junkergestalten in der Regenwalder Ökonomischen Gesellschaft waren ebenso tüchtige Landwirte wie pietistische Eiferer: die Schwäger Adolf von Thadden auf Trieglaff und Ernst von Senfft-Pilsach auf Gramenz, dann der Großgrundbesitzer, Agrarpolitiker und Publizist Ernst von Bülow-Cummerow. Es waren Männer, die in den Jahren vor der Revolution von 1848 auf unterschiedlichen Gebieten und auf verschiedene Weise für die gemeinsamen Junkerinteressen eintraten. Der religiöse Erweckerkreis um von Thadden bewegte sich im Moralisch-Politischen, von Bülow-Cummerow im Ökonomisch-Politischen.

Von Bülow-Cummerow war Gutsnachbar der Bismarcks und hatte sich schon für die Gymnasiasten Bernhard und Otto interessiert. Ferdinand von Bismarck half 1833 seinem Gutsnachbarn mit einer ansehnlichen Summe aus, um dessen finanzielle Notlage zu überbrücken. Da sich dann die Begleichung der Schuld verzögerte, gab es im Bismarckschen Familienkreis manch unfreundliche und misstrauische Bemerkungen; auch der junge Studiosus Otto von Bismarck, der in Fragen des Schuldenmachens und -bezahlens ja kein Muster an Korrektheit war, lästerte mit. Doch als er 1838 nicht nur in materiellen, sondern auch in moralischen Nöten war, stand ihm Bülow-Cummerow bei und unterstützte seinen Entschluss, dem Staatsdienst den Rücken zu kehren. Der ratlose Vater Ferdinand schrieb damals seinem Sohn, Bülow sei der Meinung, »daß Du besser tust, ein Gut zu bewirtschaften, als im Staatsdienst zu bleiben«. Der Staatsdienst sei nur etwas für reiche Leute, für Vermögenslose bedeute er Schulden und Verzicht auf Familienglück. Hier meldete sich gegenüber vorwurfsvollen Mahnungen von Verwandten die Stimme des über Pommern hinaus bekannten Gutsnachbarn, die für Vater Bismarck beruhigend und für Sohn Otto willkommen sein musste – mit Argumenten aller-

dings, die merkwürdige Relationen zwischen arm und reich in den junkerlichen Vorstellungen der damaligen Übergangszeit durchschimmern ließen.

Im kommenden Jahrzehnt verband ein recht widerspruchsvolles Verhältnis Otto von Bismarck mit dem um vier Jahrzehnte älteren Ernst von Bülow-Cummerow, der sich um den als begabt erkannten Mann bemühte. Es schien sich eine Zusammenarbeit mit einem Mann anzubahnen, der Otto von Bismarck als politischer Mentor unter Umständen hätte förderlich sein können. Woher kam er, und was wollte er?

Aus dem weitverzweigten mecklenburgischen Geschlecht der Bülow stammend, siedelte der dreißigjährige Ernst von Bülow, nachdem er im hannoverschen Heer gedient, in Rostock und Jena studiert hatte und im revolutionär aufgewühlten Frankreich herumgereist war, in das preußische Pommern über und erwarb dort im Frühjahr 1805 Landgüter in und bei Kummerow. Förderte er durch Modernisierung der Landwirtschaft und durch Entwicklung der ländlichen Industrie, des Kredit- und Verkehrswesens all das, was die Gutswirtschaft in den kapitalistischen Markt einbezog, so bestand er auf der andern Seite doch auf einem vom Feudalismus überkommenen, wenn auch modernisierten Patriarchalismus mit seiner Polizei- und Gerichtsgewalt. Trat er schon angesichts des Mangels an junkerlichem Investitionskapital im Interesse der Kreditgewährung von Seiten städtischen Kapitals für eine ständische Monarchie ein, bekämpfte er doch eine zum bürgerlichen Liberalismus hin tendierende, konstitutionell-parlamentarische Verfassung. Bekundete er oft genug Junkerstolz vor Königsthronen, wusste er andererseits, dass die Junker gegenüber den heraufkommenden Kräften des Bürgertums einen starken König brauchten, demzufolge auch eine von Bülow-Cummerow sonst bekämpfte Bürokratie. Widersprüche auf Widersprüche!

Der Widerspruch zwischen seinen vielfältigen Plänen für einen ökonomischen Fortschritt auf dem Land und dem starken Verhaftetsein in überkommenen ländlich-aristokratischen Denkgewohnheiten und Vorstellungen führte mitunter zu Vorschlägen, die uns als grotesk erscheinen. So meinte er, dass der von ihm befürwortete, wirtschaftlich mobilisierend wirkende Eisenbahnbau dann am effektivsten sei, wenn Pferde statt Lokomotiven den Transport bewerkstelligten. Doch eine nur persönliche Marotte war dieser Vorschlag auch wieder nicht; auch andere Junker und Beamte schlugen zuvörderst die Einführung eines »eisernen Fahrgeleises« vor und lenkten damit ihre fortschrittsbeflissene Aufmerksamkeit zunächst auf die Verbesserung der holperigen, lehmigen oder sandigen Transportwege, dann erst auf die Zugkraft.

Es zeugte von seinem politischen Eifer, dass der bereits in seinem siebenten Lebensjahrzehnt stehende Bülow-Cummerow gerade während der krisenhaft sich zuspitzenden 1840er Jahre eine publizistische Tätigkeit in hekti-

schem Tempo entfaltete. Das Zwiespältige seiner Schriften rief bei vielen, gleich welcher Klasse oder Gruppe sie angehörten, einen dementsprechenden Widerhall hervor. So meinte der Propagandist kapitalistischer Industrialisierung und Eisenbahnpolitik, Friedrich List: »Bülow-Cummerow ist ein ehrenwerter, kräftiger alter Haudegen, reich begabt mit gesundem Menschenverstand, tüchtiger Urteilskraft, insoweit sie nicht durch Standesvorurteile getrübt ist, von unabhängiger Gesinnung und politischer Courage, ein Marschall Vorwärts der norddeutschen Landjunkerei ... An seiner Nationalökonomie haben wir ... auszusetzen, daß er die Welt noch immer zu viel von seiner pommerschen Ackerfurche aus betrachtet.«

Ernst von Bülow-Cummerows Buch aus dem Jahr 1842 »Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnis zu Deutschland« war in Otto von Bismarcks Bibliothek vorhanden, teils unaufgeschnitten, teils gelesen. Dass er es zur Kenntnis genommen hat, liegt bei seinem Interesse für diese Problematik ebenso nahe wie aus Gründen der persönlichen Bekanntschaft mit dem Autor. Was künftig bei der Entwicklung der eigenen politischen Konzeption Bismarcks relevant werden sollte, das kleindeutsche Programm, das das Schicksal Deutschlands von Preußen abhängig machte und Österreich als nicht interessengleich mit den deutschen Staaten ausschloss, hier bei Bülow-Cummerow fand er es schon vorgedacht. Überlegungen in dieser Richtung waren die logische Konsequenz der Vorstellungen, die sich an den Zollverein knüpften. Er sollte alle Barrieren im Innern der deutschen Staaten niederreißen, eine freiere Entwicklung der materiellen Interessen gewährleisten und von dieser Stelle her alle Tendenzen eines Zusammenschlusses des engeren Deutschland fördern.

Von dieser Konzeption ausgehend, verlangte Bülow für Preußen ein »stets schlagfertiges« Heer, »welches der Wirklichkeit nach an Stärke keinem der europäischen Reiche nachgibt«. Eine solche Forderung drängte sich um so mehr auf, als sich 1840 während der europäischen, vor allem englischen Abwehr der Orientpolitik Frankreichs in der Pariser Deputiertenkammer Stimmen erhoben, die die Aufkündigung der Verträge von 1815 und die Wiederherstellung der Rheingrenze verlangten. Dieser französische Chauvinismus rief in weiten Teilen Deutschlands eine patriotische Bewegung hervor, die ihren stärksten Ausdruck in dem rasch berühmt gewordenen Lied Nikolaus Beckers gefunden hatte: »Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein«. Und das in jenen Tagen entstandene Lied Max Schneckenburgers »Wacht am Rhein« sollte dann 1870 zum nationalen Kriegsgesang werden. Jedenfalls: Was das Volk 1840 im Westen und Süden Deutschlands bewegte, fand seinen literarischen Widerhall in Pommern und nährte dort preußisch-hegemoniales Denken.

In Bülow-Cummerows publizistischem Werk fand sich auch der Gedanke, den Bismarck 1862 dem österreichischen Botschafter, dem Grafen Károlyi gegenüber, unverfroren aussprach, die Donaumonarchie möge ihren Schwerpunkt von Deutschland weg nach Ungarn verlagern und mehr nach dem Orient schauen. Es war durchaus im Sinne Bülows, Österreich aus Deutschland auszustoßen, es aber sobald wie möglich durch ein Bündnis zu binden. Später war auch für Bülow-Cummerow das Frankreich Napoleons III. eine konterrevolutionäre Ordnungsmacht, die Preußen in das politische Kalkül durchaus einbeziehen und nicht im Sinne der preußischen Legitimisten und Pietisten vom Schlage der Gerlachs als Gottseibeius betrachten sollte.

So kam Bismarck schon vor der 1848er Revolution mit Auffassungen kleindeutscher Politik in Berührung. Allerdings jenen Teil der politischen Gedankenwelt Bülows, der auf eine einseitige Westorientierung und Frontstellung gegen Russland hinauslief, machte sich Bismarck nie zu eigen. Überhaupt: Wir dürfen den Einfluss konzeptioneller Vorstellungen auf ihn nicht allzu einsträngig sehen; Bismarck entnahm vielerlei Gedanken einem breiten Spektrum junkerlicher Meinungen, manche aktivierte er erst später im Lichte neugewonnener Erfahrungen.

Der unmittelbare Einfluss Bülow-Cummerows auf Bismarck darf schon deswegen nicht überschätzt werden, weil dieser ihm gegenüber stets kritisch war; seinem ausgeprägten Scharfblick für die Schwächen der Menschen blieb so manches Illusionistische an dem älteren Nachbarn nicht verborgen. Bismarck misstraute dem, was er einmal dem preußischen Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel gegenüber – nur scheinbar lobend – Bülows »rastlose geistige Lebendigkeit« nannte.

Ernst von Bülow-Cummerow hingegen scheint in Bismarck schon früh einen fähigen jungen Mann erkannt zu haben, dessen Abneigung gegen den bürokratischen Staatsdienst Ende 1838 er um so mehr billigte, als er ihn auf eine wirtschaftspolitische Tätigkeit in Pommern hinlenken wollte. Aus diesem Grund riet er ihm im Januar 1844 auch ab, abenteuerliche ägyptisch-indische Reisepläne zu verwirklichen. Pommern liege noch in »tiefem Schlaf«, so meinte er, und hätte Not an tatkräftigen Männern, die es erwecken sollten. Bülow-Cummerow verkannte jedoch Bismarcks innerstes Streben, das über dieses Adelsland weit hinausreichte, sosehr es ihm Existenzbasis und Heimatboden war und blieb. Überdies wollte sich Bismarck noch keiner der beiden Fraktionen des Junkertums (weder der ökonomistischen noch der pietistischen) anschließen, von denen jede an seiner Heranbildung für ihre Zwecke interessiert war. Der krisenhafte Reifeprozess in und um ihn war noch längst nicht abgeschlossen. Bülow-Cummerows publizistischer und politischer Aktivismus war nur eine besondere Ausdrucksform im Widerstreit

all der sozialen und politischen Parteiungen, die seit Beginn der 1840er Jahre Altes aufnahmen und zu Neuem ausbildeten. Am Anfang dieser ökonomisch-sozialen Entwicklung stand der von Preußen initiierte Zollverein, der teilhatte am Aufschwung von Industrie und Handel, so in der Roheisenproduktion, in der Anzahl der in Betrieb genommenen Dampfmaschinen, in der Einfuhr von Baumwolle und in dem fast sensationellen Ausbau der Eisenbahnen. Alles in allem, die industrielle Revolution war auch in Deutschland in eine unumkehrbare Bewegung gekommen; Begleiterscheinung und Folge war die Agrarrevolution. Ihr passten sich die großen Landgüter in Produktion und Distribution an.

Die industrielle Revolution stärkte nicht nur die bürgerliche Fabrikantenwelt, sondern führte zugleich zur Herausbildung jener Arbeiterheere, die an die Stelle der Gesellen- und Lehrlingsscharen des alten Zunft- und Manufakturwesens traten. Am Ende dieses Prozesses stand das Proletariat und ein ökonomisch-sozial zersetztes Kleinbürgertum. Mit diesen neuen Klassenbildungen und -umbildungen nahmen die überkommenen, also liberalen, demokratischen und konservativen Parteiungen ideologisch-politisch und organisatorisch immer festere und zugleich differenziertere Gestalt an – bis in die Revolutionszeit hinein.

Von diesen neuen Parteiströmungen war die literarische und philosophische Entwicklung nicht zu trennen. Die Junghegelianer konzentrierten ihre Aufmerksamkeit auf die Kritik der Religion, die sie als Hauptelement der feudalen Reaktion betrachteten. Unter diesem Blickpunkt zog die Religionskritik auch die Kritik am preußischen Staat und an der bestehenden Gesellschaft nach sich. Standen solche Junghegelianer wie die Brüder Bruno und Edgar Bauer und Max Stirner noch auf dem Boden des Hegelschen Idealismus, so brach der früher den Junghegelianern nahestehende Ludwig Feuerbach mit ihm. Sein 1841 erschienenes Werk »Das Wesen des Christentums« knüpfte wieder an den englisch-französischen Materialismus des 18. Jahrhunderts an. Die Konsequenz dieses Denkprozesses war durch die Notwendigkeit des praktischen Kampfes gegen die bestehenden Religionsvorstellungen und kirchlichen Institutionen gegeben, wobei diese wiederum mit dem Staat so oder so verbunden und teilweise an ihn gebunden waren.

Ökonomische, politische und ideologische Prozesse können mitunter durch einzelne Ereignisse beschleunigt werden und neue Formen annehmen. Ein solches Ereignis war der Thronwechsel im Sommer 1840; nach dem Tode von Friedrich Wilhelm III. kam sein Sohn Friedrich Wilhelm IV., fünfundvierzigjährig, auf den Thron. Von diesem neuen König, der sich von seinem einsilbigen, gehemmten, oft genug nur in Infinitiven redenden Vater durch virtuose Wortgewandtheit und den Charme seines Auftretens unterschied,

erwarteten viele die Einlösung des 1815 gegebenen Versprechens. Schon als junger Kronprinz war Friedrich Wilhelm durch Romantiker und Pietisten für das Ständewesen eingenommen worden, das Korporationsrechte, Privilegien und Monopole kennt, aber keine allgemeinen und staatsbürgerlichen Rechte, geschweige denn Menschenrechte im modernen Sinn. Friedrich Wilhelms IV. Vorstellung vom Ständewesen hatte eine Tendenz zur Auflösung des zentralisierten Staates; hinzu kam, dass der König den Willen hatte, gegenüber Modernisierungsbestrebungen nicht illiberal und gewaltsam zu sein. Auf der anderen Seite wollte der Monarch seine absolute Gewalt als König von Gottes Gnaden nicht beschränkt haben. Das eine war so romantisch wie das andere. Darum sprach der junge Engels vom »juste-milieu-Mittelalter« des christlich sein sollenden Staats, der schon in seinem System inkonsequent, schwankend und haltlos sein musste – gerade angesichts der heraufkommenden Industrielwelt.

Auf der traditionellen Erbhuldigung, an der auch Otto von Bismarck und sein Vater teilnahmen, konnte Friedrich Wilhelm IV. vor dem Berliner Schloss von der vergoldeten Treppe des festlichen Throngerüstes aus mit flammenden und für den Moment herzbewegenden Worten die Versammelten – es waren vornehmlich adlige Honoratioren – zum Begeisterungsrusch und tausendstimmigen Treuegelöbnis hinreißen. Aber was blieb? Wie auf dem vorangegangenen Huldigungslandtag in Königsberg beharrte der neue König zunächst stillschweigend, dann immer beredter auf der Weigerung, eine gesamtstaatliche Verfassung einzuführen. Nur der gleichfalls allgemein erhobenen Forderung nach Pressefreiheit gab er insofern nach, als die Zensur vorübergehend gelockert wurde.

Der Thronwechsel hatte Hoffnungen geweckt, aber er brachte bald Enttäuschungen. Mit ihnen wuchs die Ungeduld in der bürgerlichen Opposition und im ganzen Volk. Ihren stärksten Ausdruck unter den zahlreichen Schriften fand sie in der des Königsberger Arztes Johann Jacoby: »Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen«. Das war keine Petition und keine Denkschrift, sondern ein Pamphlet, das die Teilnahme des Volkes an den Staatsangelegenheiten nicht mehr wie bisher als eine Gunst erbat, sondern als erwiesenes Recht forderte. Schon das Verbreiten dieser Schrift – dem Verbot zum Trotz – stärkte die Verbindungen unter den entschieden liberalen Parteigängern.

Mit dem Jahr 1840 trat in der Tat – mit Karl Marx gesprochen – »die preußische Bourgeoisie an die Spitze der Bewegung der deutschen Bourgeoisie«; ihre Ideologen übertrafen an geistiger und zukunftsweisender Kraft alles, was der bislang führende Liberalismus Süddeutschlands hervorbrachte. Die Universität Berlin wurde zu der Arena geistiger Kämpfe. In einem Bericht

über Berliner Dozenten und Studenten erklärte der junge Friedrich Engels: »Preußens Basis ... sind nicht die Trümmer vergangener Jahrhunderte, sondern der ewig junge Geist, der in der Wissenschaft zum Bewußtsein kommt und im Staat seine Freiheit sich selber schafft.« Auch wenn eine solch stolze Auffassung von Preußens Mission nur ein Durchgangsstadium in seiner geistig-politischen Entwicklung war, so ist sie schon deswegen bemerkenswert, weil sie dem Preußentum des aristokratischen Otto von Bismarck diametral entgegenstand; er war ja doch, wenn auch mehr unbewusst, im Geist der historischen Rechtsschule befangen.

Je weiter sich das an sich kompromissbereite Bürgertum von der Monarchie distanzieren musste und je stärker die Opposition immer breiterer Schichten wurde, um so mehr scharten sich die konservativen, meist pietistischen Berater um den König. Da waren der Generaladjutant Leopold von Gerlach und sein Bruder Ludwig, der magdeburgische Gerichtspräsident; einflussreichster Kabinettsminister wurde Friedrich Wilhelms alter Adjutant, der gleichfalls pietistische General von Thile. Auch den katholischen General von Radowitz zog er an sich heran, der als preußischer Militärbevollmächtigter am Bundestag wirkte. Der gelehrte Diplomat Josias von Bunsen, von 1842 an Botschafter in London, bestärkte den König in seiner Vorliebe für alles Altertümlich-Konservative im englischen Staats- und Kirchenwesen.

Diese Konstellation an der Spitze der Monarchie sollte für Otto von Bismarck in dem Moment relevant werden, als er zu entscheiden hatte, wo, wie und mit wem er in den politischen Kampf eintreten wollte. Auch wenn er in das Tun und Treiben eines pommerschen Landwirts hineingewachsen war, wurde ihm dieser Wirkungskreis nach zwei Jahren zu eng. In der Zeit von 1839 bis 1841 hatte es ihn befriedigt, seine Güter wirtschaftlich zu sanieren und innerlich seine Aachener Fehlschläge zu überwinden. Aber dann lag über diesem Landjunkerdasein nicht mehr der »schöne blaue Dunst ferner Berge«. Zum Ungenügen seines beruflichen Lebens in Hinterpommern kam eine neue persönliche Enttäuschung. Bismarcks Werbung um die Hand eines Fräulein Ottilie von Puttkamer wurde durch die Mutter der Gutsbesitzerstochter in kränkender Weise zurückgewiesen. Das Bewusstsein, dass er – nahe der Dreißig – nach drei unglücklichen Liebesgeschichten immer noch als problematische Partie galt, musste ihn deprimieren. Daher bemerkte er ein Jahr später seinem Jugendfreund von Klitzing gegenüber: »Obgleich ich an Dich und andre glücklich Verheiratete nicht ohne einen Anflug von Neid denke, so sind mir doch zur Zeit die Freiersfüße gänzlich erfroren, und ich kann mir gar nicht denken, wie das Wesen beschaffen sein müßte, welches mich in Versuchung führen sollte, mich um ihre Hand zu bewerben. Ich liebe zwar weiblichen Umgang sehr, aber Heiraten ist doch

eine zu bedenkliche Sache und meine Erlebnisse haben mich nachdenklich gestimmt.«

Noch einige Jahre lang bohrte in ihm das Gefühl des Alleinseins bisweilen so stark, dass er drauf und dran war, sich ohne tiefere Neigung dennoch zu verheiraten. Unter den liebevoll-gönnnerhaften und humoristisch-schwadronierenden Briefen an seine zwölf Jahre jüngere Schwester Malwine ist auch einer, in dem er freimütig seinem tiefen inneren Verlangen nach dem Ende seiner Einsamkeit Ausdruck gibt: »Ich muß mich übrigens, hol mich der D..., verheiraten, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlassen fühle und milde feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig, verliebt stimmt. Mir hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch Helene E. heiraten ...« Sie ließe ihn zwar kalt, zumal er seine Neigung für die »ungetreue« Ottilie noch nicht überwunden habe. Aber das sei »eine Schwäche«, um derentwillen er anfangs, sich zu achten; »es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann ...«

Nachdem sein Werben um Ottilie von Puttkamer im Frühjahr 1842 endgültig gescheitert war, unternahm er, um seinen großen Kummer »in fremden Climates auszudünsten«, in den Monaten Juli bis September eine Reise nach England, Frankreich und in die Schweiz. Flüssiges Geld war vorhanden, da er angefangen hatte, in seinen pekuniären Verhältnissen »allmählich ... einen Grund zu finden«, und die Gutswirtschaft war so weit eingespielt, dass er abwesend sein konnte. Ein Tagebuch führte Bismarck nicht auf seiner Reise, so dass wir auf die wenigen Briefe an den Vater angewiesen sind. Er berichtete da etwa über die englische Gastronomie, von der er nicht allzuviel hielt, und wie immer hatte er einen sicheren Blick für die Eigenart der Landschaft und Landwirtschaft. In York fiel ihm – trotz seines sonst schwach entwickelten Sinns für Architektur – das »imposant schöne Münster mit vielen alten Denkmälern« sehr wohl in die Augen. Mehr Aufmerksamkeit widmete er den Kasernen und Ställen des Husarenregiments, dessen Offiziere ihm alles mit größter Höflichkeit zeigten und ihn auch zum Mittagessen einluden.

In Manchester war es ihm durch Vermittlung möglich, »die größte Maschinenfabrik der Welt und andere interessante Manufakturen« zu besichtigen. Wie seinerzeit in Aachen übersah er die soziale Seite des Fabrikwesens, obwohl gerade damals Manchester die Hochburg der Chartistenbewegung war. Er erwähnte dies mit keinem Wort.

Blieben Bismarck die massiven Klassenkämpfe zwischen Proletariat und Bourgeoisie auch fremd, so faszinierte ihn dort – wie schon in Aachen – die hohe Aristokratie. Im House of Lords bemerkte er mit Sympathie die Mischung von Zeremoniell und Ungezwungenheit; auch verfolgte er in seiner Lektüre, mit welchen Methoden Peel die Tories in eine konservative Partei

umwandelte. In Norderney, wo er zwei Jahre später seine Ferien verbrachte, schloss er sich gern jener Gesellschaft an, die aus dem hannoverschen Kronprinzen und seiner Frau, der Herzogin von Dessau, mit ihrer Tochter und verschiedenen Hofchargen bestand. Es hatte den Anschein, als wollte Bismarck erneut aus der pommerschen Enge in die Hocharistokratie flüchten und jene gesellschaftliche Gewandtheit üben, die zum Leberelement der Diplomatie gehörte.

Dieser dunkle Drang nach einer anderen Laufbahn ließ ihn all das Banal-Bornierte im pommerschen Land- und Junkerleben erst recht mit quälender Intensität spüren. Er verstärkte sein Bedürfnis nach ausgedehnter Lektüre, der er sich in der Einsamkeit hingab. Wenn damals, wie vielfach bezeugt, Lord Byron sein Lieblingsdichter war, so hat ihn wahrscheinlich dessen leidenschaftlicher Unabhängigkeitssinn und weltschmerzlicher Protest gegen Heuchelei und Arroganz berührt. Vielleicht waren es auch seine einsam-verzweifelten Helden von bonapartistischer Statur, die Verwandtes in ihm zum Klingen brachten und damit Kräfte weckten, die sich erst in den 1860er Jahren entfalten konnten; doch sie schlummerten schon seit der Studentenzeit in ihm, als er – nochmals sei daran erinnert – renommiert verkündete: »Ich werde entweder der größte Lump oder der erste Mann Preußens.«

Neben der englischen Romanliteratur und der zeitgenössischen Lyrik machte sich Bismarck mit der bibel- und religionskritischen Theologie und Philosophie, vornehmlich mit den Schriften von David Friedrich Strauß, Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach, bekannt. Die Frage der Religion beschäftigte ja den preußisch-deutschen Adel seit der Aufklärung im 18. Jahrhundert, und Bismarck konnte und wollte bei einer oberflächlichen Skepsis nicht stehenbleiben. Seine Lektüre konnte seine Kenntnisse vermehren, seine Gefühlswelt bereichern und seiner stilistischen Gewandtheit zu gute kommen. Auch seine Reisen bildeten ihn entsprechend der persönlichen Mentalität und dem sozialen Horizont; sie brachten zudem Erholung, auch Ablenkung von den Kümernissen über bedrückende Lebensprobleme, aber sie vermochten diese nicht zu lösen.

Mit zunehmenden Depressionen häuften sich im Briefwechsel die Bemerkungen, in denen er über Langeweile klagte: »Ich langweile mich zum Hängen«, teilte er am 1. Oktober 1843 seinem Vater mit. Das Ungenügen am pommerschen Landleben brachte Bismarck so weit, dass er einmal den abenteuerlichen Gedanken erwog, für »einige Jahre Asiat zu spielen, um etwas Veränderung in die Dekoration meiner Komödie zu bringen, meine Zigarren am Ganges statt an der Rega zu rauchen«. Diese Unausgefülltheit seines Lebens, deren er sich in zunehmendem Maße bewusst wurde, stürzte ihn in eine Lebenskrise, die ihn ab 1842 quälte und aus der er im Herbst 1844 noch

keinen Ausweg gefunden hatte. Was manchmal in seinen Briefen anklingt, das ist nicht nur resignierende Müdigkeit und entnervende Langeweile, das grenzt mitunter schon an Lebensüberdruß und gibt sich nur nach außen hin noch schnoddrig, mitunter mit hintergründigen Witzeleien über sein Pommern, wenn er es zum »Brennpunkt europäischer Zivilisation« erklärt oder er umgekehrt nicht »für einen so ausgebildeten Pommern« gelten will, dass von ihm »die unter civilisierten Volksstämmen gebräuchlichen Reste der Höflichkeit nicht mehr zu erwarten wären«.

Noch ausführlicher berichtet Bismarck am 9. Januar 1845 über seinen »sechswöchentlichen Versuch, eine andere Krankheit, eine an Lebensüberdruß grenzende Gelangweiltheit durch alles, was mich umgiebt, zu heilen, indem ich mich durch besondere Vergünstigungen eines unserer Minister als Volontär wieder im Staatsdienst beschäftigen ließ, und die angestrengte Arbeit in der insipiden und leeres Stroh dreschenden Schreiberei unserer Verwaltung als eine Art von geistigem Holzhauen betrachtete, um meinem theilnahmlos erschlafften Geist wieder etwas von dem gesunden Zustande zu geben, den einförmige und regelmäßige Thätigkeit für den Körper herbeizuführen pflegt. Aber theils war mir die krähwinklige Anmaßung oder lächerliche Herablassung der Vorgesetzten nach langer Entwöhnung noch fataler als sonst, theils nöthigten mich häusliche Vorfälle, Unordnungen in meiner Verwaltung, Verlust meines bisherigen Administrators u.s.w. nach meiner Rückkehr von Norderney, die Verwaltung meiner Güter wieder selbst zu übernehmen. Seitdem sitze ich hier, unverheiratet, sehr einsam, 29 Jahre alt, körperlich wieder gesund, aber geistig ziemlich unempfindlich, treibe meine Geschäfte mit Pünktlichkeit, aber ohne besondere Theilnahme, suche meinen Untergebenen das Leben in ihrer Art behaglich zu machen und sehe ohne Ärger an, wie sie mich dafür betrügen. Des Vormittags bin ich verdriesslich, nach Tische allen milden Gefühlen zugänglich. Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern, und bei Letzteren erfreue ich mich einigen Ansehens, weil ich Geschriebenes mit Leichtigkeit lesen kann, mich zu jeder Zeit wie ein Mensch kleide und dabei ein Stück Wild mit der Accuratesse eines Metzgers zerwirke, ruhig und dreist reite, ganz schwere Cigarren rauche und meine Gäste mit freundlicher Kaltblütigkeit unter den Tisch trinke ...« Selten hat Bismarck Rechenschaft über seinen inneren Zustand mit solch harter Kritik am bürokratischen Getriebe und an seiner pommerischen Umgebung so verbunden, wo er »Hunde, Pferde und Landjunker« in einem Atemzug nennt.

Mehrere ernsthafte Versuche, Fuß zu fassen in der Gesellschaft, waren ihm fehlgeschlagen: 1835 misslang ihm, mit Fleiß und Energie »im Staatsdienst zu reüssieren«. 1838 schien für ihn, der liberalen Überzeugungen Verständnis

entgegenbrachte, nur im Landjunkerleben individueller Betätigungsdrang und soziale Selbstständigkeit realisierbar. Von 1842 an war ihm klar, dass sich auch dieser Weg als trügerisch, dieses Leben als Scheinlösung seiner Lebensproblematik erwiesen hatte.

Bismarck stand, dreißigjährig und unverheiratet, immer noch am Anfang; seine soziale und persönliche Mentalität brachte ihn in zahlreiche Widersprüche. Er war preußischer Monarchist, aber scheute den Militärdienst und verabscheute die bürokratische Arbeit; er war Junker und fühlte sich nicht heimisch in den üblichen Landjunkerkreisen. Sein geistiger Radius und sein Wirkensdrang reichten beträchtlich über das Niveau seiner Standesgenossen hinaus. Ein Theodor Fontane hatte zwar in jüngeren Jahren den märkischen Adel geliebt und ihn idealisierend verklärt, der kundige Otto von Bismarck aber hat das in Bezug auf den Landadel Pommerns wie auch den der Altmark nie getan. Was sollte er nun anfangen, um sein träge dahinschaukelndes Lebensschiff endlich ins strömende Wasser zu bringen? Diesmal kamen die Verhältnisse in der großen und kleinen Welt ihm entgegen.

Seine pietistischen Nachbarn zogen ihn in ihre Kreise und bemühten sich, einen Proselyten aus ihm zu machen, wahrscheinlich mit dem richtigen Instinkt für seine ungenutzten Möglichkeiten. Viele und vielerlei Fragen drängen sich auf. Woher kam der Pietismus? Was wollte er? Wodurch und wie weit fand er sozialen Wurzelgrund in diesem Hinterpommern? Was für Menschen waren diese Pietisten? Waren sie in ihrer gleichen Glaubensweise auch aus gleichem Holz geschnitzt? Suchte Bismarck im Kontakt mit ihnen die Gemeinschaft mit Gott? Oder wollte er sie mit Menschen?

Der Pietistenkreis in Pommern

Der Patriarch der pommerschen Pietisten, Adolf von Thadden, schrieb als zwanzigjähriger Premierleutnant an seine Mutter: »Der Umgang mit der Natur, die Landwirtschaft spricht mich am meisten an. Wie herrlich denke ich mir einen Gutsbesitzer, der ein kleiner König seines Dorfes ist, im Frieden der Vater, im Kriege der Anführer, in der Not der treueste Freund seines Völkchens, dazu ein holdes Weib, die Königin und Mutter des Dorfes. Ein tüchtiger Geistlicher und ein Schullehrer müßten für geistige, soviel ein Landmann braucht, und für körperliche Bildung durch gymnastische Spiele sorgen. Gemeinsame Liebe und Eintracht, Kraft für das Gute und Schöne müßte sich in religiösen Volks- und Familienfesten verherrlichen.«

Um dieses Idealbild in der sozialen Welt verwirklichen zu können, nahm Adolf von Thadden seinen Abschied von der Armee, in die er als Sohn des

Obersten und Flügeladjutanten Ernst Dietrich von Thadden nach dessen frühem Tod schon als sechsjähriger Kadett hatte eintreten müssen. Vom Dienst entlassen, ging er in die Landwirtschaftsschule nach Möglin bei Wriezen zum berühmten Professor Albrecht Thaer, dann nach Schlesien, wo er vor allem auf den Gütern des Grafen Haugwitz sein praktisches Jahr machte. Im September 1820 vermählte er sich mit Henriette von Oertzen, deren Vater in der Völkerschlacht bei Leipzig gefallen war. Indem Thadden das alte Oertzensche Gut von Trieglaff übernahm, erfüllte sich sein Sehnen, »kleiner König« zu werden.

Aber welche Positionen bezog er in diesen Jahren der religiösen und kirchlichen Wandlungen? In Berlin hatte er Schleiermacher gehört, von dem er damals sagte, dieser habe ihn »aus dem Tierreich ins Menschenreich versetzt«. Bald jedoch rückte Thadden kritisch von dem so dankbar und drastisch gepriesenen Theologen ab. In einem Karfreitagsbrief von 1818 lobte er den um ein Jahr älteren Ludwig von Gerlach wegen seiner Abkehr von der »Schleiermacherschen Ketzerei«, zu der »besonders die seelenmörderische hochmütige Lehre von der Kongruenz der Vernunft und Gnade (oder des Heiligen Geistes)« gehöre; auf der andern Seite warf er Gerlach vor, dass er »das Christentum viel zu objektiv« ansehe. Indem Thadden seinen Glauben recht subjektiv auffasste, konnte sich sein Erweckungseifer mit geistiger Welt- und Weitsicht verbinden; so berief er sich, in eben jenem Karfreitagsbrief, auf den anglikanischen Erweckungstheologen Joseph Milner, der seine Kirche nicht »etwa nur in besonderen Parteien, Sekten, Meinungen usw. suchte, er sucht sie gewiss überall auch in den verwickeltesten Verhältnissen, unter Ketzern, Weltleuten, Päpsten, Fürsten heraus«. Eine solche Sicht auf den himmlischen Gott, das menschliche Individuum und die weite Welt konnte im kleinen Kreis eine geistig aufgeschlossene Atmosphäre schaffen, aber auch Aktivwerden in der hohen Politik erlauben. Manche der Entfaltungsmöglichkeiten, die in der eben erworbenen Anschauungsweise des noch jungen von Thadden angelegt waren und sich dann erfüllten, zogen später einen Otto von Bismarck an. Doch zunächst lenkte Thadden den fast gleichaltrigen Ludwig von Gerlach auf die neupietistische Erweckungsbewegung hin, die aus der christlichen Sünden- und Gnadenlehre alles Rationalistische verbannen wollte; Sünde und Gnade sollten vielmehr erkannt werden durch die starke Gefühlserregung des Subjekts, durch sein Versenken in die eigene Brust, die ein immer gründlicheres Erlebnis der eigenen Sündhaftigkeit, aber auch die Gewissheit des Heils, der Gnade Gottes, vermitteln würde. Die sogenannte Erweckung betrachtete man als den Beginn des emotional und vom einzelnen erfassten Glaubens, der durch ein erschütterndes Erlebnis, auch durch eine Predigt ausgelöst werden konnte.

Diese neupietistische Grundhaltung entsprach in vielem dem alten Pietismus, dessen Reformziele gleichfalls die Konzentrierung der Theologie und des Theologiestudiums auf die kirchliche und religiöse Praxis verlangten, ebenso die Verbesserung der Predigt, die Aktivierung der Laien und die intensive Beschäftigung mit der Bibel. Doch während der alte, um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts entstandene Pietismus – vor allem von Spener in der Nikolai-Kirche zu Berlin und von August Hermann Francke in Halle vertreten – im Kampf gegen die kirchlich erstarrte Orthodoxie in mancher Hinsicht der Aufklärung nahestand und dann den Absolutismus von Friedrich Wilhelm I. unterstützte, nahm der nach 1815 sich entwickelnde Neopietismus eine historisch entgegengesetzte Stellung ein: Er strebte eine Abwendung vom Absolutismus insofern und insoweit an, als dieser durch sein Beamtentum Konzessionen an das heraufkommende bürgerliche Zeitalter machte und die unmittelbare Machtausübung des Junkertums in seinen Gutsbezirken schwächte. Die Abwendung von der Aufklärung drückte sich bei den Neupietisten manchmal recht drastisch aus, so wenn Gustav von Below einmal schrieb, man müsse den »gewaltigen Teufel von geistiger Verstandeshoffart« bekämpfen.

Gegen den Absolutismus wandte sich der Neopietismus sowohl staats- wie kirchenpolitisch. Die adligen Pietisten fühlten sich durch die privatrechtliche Staatstheorie Karl Ludwigs von Hallers bestätigt, die ihnen mit der Aufgliederung einer Vielzahl autonomer Macht- und Herrschaftsbereiche ihr patrimoniales Regime der »kleinen Könige« zusicherte. Neben der sozialen Bestätigung kam ihnen die religiöse Rechtfertigung ihrer Gutsherrschaft entgegen. Denn was von Gott kommt, darf weder von oben, vom König, noch von unten, vom Volk, genommen werden; soziale Forderungen sind, so gesehen, Abfall vom Christentum! Gerade in dieser Richtung verstärkten die Pietisten den regressiven Charakter der Hallerschen Lehre.

Kirchenpolitisch verfolgten sie bald auch die mehr oder weniger ausgeprägte Tendenz, sich von der im Jahre 1817 inaugurierten Kirchenunion zwischen den Lutheranern und den calvinistisch ausgerichteten Reformierten zu »separieren«, wie es damals in gängiger Ausdrucksweise hieß. Ihrer historischen Stellung nach gehörte die Kirchenunion, die in den 1820er Jahren sukzessive in den verschiedenen Provinzen Preußens eingeführt wurde, tatsächlich zum königlich-preußischen Absolutismus, der sich wieder neu einzurichten suchte.

Im Übrigen ging jener sich im agrarischen Pommern konzentrierende Pietismus von den junkerlicherseits gern abgelehnten Städten aus. Thaddäus Frau Henriette war beim Prediger Hermes am Spittelmarkt in Berlin religiös zur Schule gegangen. Die christliche Tischgesellschaft, die sich nach den

Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 in der Berliner »Schloßfreiheit« beim Wirt Mai zusammenfand und sich deshalb auch den Namen »Maikäferei« zulegte, bildete eine wichtige Keimzelle des späteren Pietismus in Pommern und am Hof. In diesem ersten Sammlungspunkt kamen zurückgekehrte Kriegsteilnehmer und Junkerssöhne zusammen, unter anderen Leopold und Ludwig von Gerlach, gelegentlich auch Adolf von Thadden und nicht zuletzt der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV.

Innerhalb der Erweckungsbewegung nach 1815 gab es noch einen anderen, gewöhnlich übersehenen Kreis, in dem sich vor allem Intellektuelle von bürgerlicher Herkunft zusammenfanden. Die in ihm versammelten jungen Männer beriefen sich, anders als die Landadligen, nicht allein auf das Erlebnis des Befreiungskrieges, sondern auch auf den Geist der Reformzeit. Das geistige Haupt dieser Kreise der Erweckten war Moritz August von Bethmann Hollweg. Er kritisierte bereits als Zeitgenosse die »Maikäferei«, deren bisweilen vulgärer Ton dem in der kaufmännischen Aristokratie von Frankfurt am Main aufgewachsenen, von dem genialen Geographen Carl Ritter erzogenen Weltmann zuwider war. Vor allem aber stieß ihn ab, dass das fromme Interesse schon frühzeitig mit den politischen Tendenzen des Hallerschen Systems vermenget wurde. Später sprach Bethmann Hollweg von der »religiös gefärbten Selbstsucht« der Gerlachs. Da aber jede Erweckungsbewegung die Tendenz hat, nicht nur innere Frömmigkeit, sondern auch Verchristlichung der Welt anzustreben, musste auch er politisch wirken. Bethmann Hollweg entschied sich dabei im Sinne des konservativen, vornehmlich merkantilen Großbürgertums. Radikale Konsequenzen lehnte er ab; er wollte weder Rechtsbruch im Sinne der Demokraten noch im Sinne ihrer reaktionären Widersacher, weder Revolution von unten noch Verfassungsbruch von oben. Der werdenden konservativen Partei war Bethmann Hollweg 1848 ehrlichen Herzens beigetreten. Doch seine Trennung von den Gerlachs 1851 war vorgezeichnet und wurde mit der Gründung der liberal-konservativen »Wochenblatt«-Partei im selben Jahr besiegelt. So gerieten die pietistischen Erweckungsbewegungen auseinander, in jedem Fall Hegels Ansicht bestätigend, dass Religion und Politik allemal unter einer Decke stecken.

Erhellendes Beispiel dafür war auch der Streit um die Neubesetzung der 1825 vakant gewordenen Pfarrstelle bei Thadden in Trieglaff. Adolf von Thadden nahm als gutsherrlicher Kirchenpatron für sich in Anspruch, einen ihm genehmen Geistlichen zu bestimmen, ohne Rücksicht auf die Wünsche der Bauern. Er drohte sogar, dem Gottesdienst fernzubleiben, wenn der von Dorfbewohnern in Eingaben vorgeschlagene Kandidat von den Behörden bestätigt würde. Es reizte ihn, dass seinem patronalen Anspruch, das geist-

liche Amt zu besetzen, selbst in seinem Einflussbereich Widerstand entgegengesetzt wurde. Der König wollte sich auf salomonische Weise aus der Affäre heraushalten, indem er die Regierung in Stettin anwies, neue Vorschläge zu machen. Dieses königliche Ausweichen ermutigte aber Thadden und seine Freunde, und nach längerer Auseinandersetzung setzte sich von Thadden schließlich durch.

In solchen Streitfragen waren die Zentralbehörden, die schon auf den pietistisch eingestellten Kronprinzen Rücksicht nahmen, zum lavierenden Einlenken eher bereit als die mittleren und unteren Instanzen der Bürokratie, die den Widrigkeiten zwischen den Anmaßungen der Gutsherren und den sich dagegen auflehrenden Bauern und Gemeindemitgliedern eher ausgesetzt waren. Die unteren Behörden erkannten, dass das »Bekenntnis nicht der Grund« war für jenes Vorgehen junkerlicher Pietisten, das einer Separation von der Landeskirche schon gleichkam. Vom Gesichtspunkt der Machtausübung gesehen, ging es um die Streitfrage, ob junkerlich-pietistische oder im Sinne der Landeskirche beamtete Pastoren eingestellt werden sollten.

Von Thadden und seine Freunde führten viele religiöse Handlungen und Andachten selbst durch, außerhalb der Kirche und Kirchenräume. So reichte von Thadden bereits 1821 dem beamteten Ortsgeistlichen eine Liste derjenigen Personen ein, die zwei Tage vorher im Gutshaus das Abendmahl empfangen hatten. Zu ihnen zählten Heinrich von Puttkamer und Frau, die späteren Schwiegereltern Otto von Bismarcks. Wie es in dem Schreiben hieß, hätten die aufgeführten Gläubigen, ausschließlich Gutsherren und ihre Ehefrauen, es nicht vermocht, am Altar der Landeskirche das Sakrament zu empfangen, sondern wollten sich gleich den ersten Christen »in die Enge des Hauses« zurückziehen. Thadden und sein Kreis liebten es, Anklänge an die Verfolgung der Urchristen aufkommen zu lassen. Die Beschwerde des der Landeskirche treuen Orts Pfarrers und sein Verweis auf die verletzte Paragraphen des allgemeinen Landrechts fruchteten nichts. Hausversammlungen wurden zwar verboten, weshalb die Thaddenschen Akten aus den Jahren 1829 und 1830 Strafverfügungen in Menge enthielten. Der fromme Widerstand jener erweckten Aristokraten war jedoch keineswegs so kühn, wie es den Anschein hatte. Der Unterstützung durch den Kronprinzen konnten sie sicher sein; in einem Schreiben an den Minister Altenstein vom 2. Mai 1830 erklärte dieser: »Das Betragen der Regierung ist so ungeheuer dumm, daß es zum Erbarmen ist.«

In ihren Hausversammlungen ließen die pietistischen Gutsherren mitunter einen Knecht oder Handwerker aus dem Gutsbetrieb in freier Selbstbetätigung die Bibel ausdeuten. So konnte sich das Hausgesinde auch einmal auf abgesteckter Weide in geistiger Scheinfreiheit tummeln. Der ob seiner

drastisch-bildkräftigen Ausdrucksweise von Freund und Feind vielzitierte Adolf von Thadden wollte es so: »Seinem Nächsten in wahrer Liebe dienen, indem man sich in der siegreichen Gewohnheit des Herrschens behauptet.« Zu dieser Herrschgewohnheit gesellte sich als Pendant patriarchalische Fürsorge gegenüber frommen Untertanen. Thaddens Landarbeiter erhielten in Trieglaff einen relativ hohen Lohn. Das hielt sie aber nicht davon ab, besonders zahlreich ab- und auszuwandern, um sich in Übersee eine ungebundener Existenz aufzubauen. Die pietistische Art, das Verhältnis von Herr und Knecht zu gestalten, entsprach immer weniger der sozialen Dynamik und dem Geist der Zeit.

Da das Laienpriestertum keine überzeugenden Erfolge hatte, mussten die »kleinen Könige« danach trachten, ihren Einfluss auf möglichst viele Pastoren auszudehnen. Darum hielt von Thadden seit 1829 mit wachsendem Erfolg Konferenzen in Trieglaff ab. Hier betätigte sich der »proselytenmachende Aggressions- und Eroberungstrieb« der Pietisten. Die »Trieglaffer Konferenzen« weiteten sich besonders 1843 und 1844 aus und führten pietistische Pastoren verschiedener Provinzen zusammen. 1844 trafen sich 108 Personen, darunter 6 Superintendenten, 64 Prediger, Rektoren und Kandidaten.

In Pommern ging es den pietistischen Junkern zudem um Eingriffe in das Schulwesen. Ihre Einflussnahme lief letztlich auf eine Reduzierung der ohnehin kärglichen Schulbildung auf dem Lande hinaus, wo die saisonmäßig gebrauchten Arbeitskräfte, zu denen auch die schulpflichtigen Kinder gehörten, bei einem Minimum an Kenntnissen lieber auf dem Felde als im Schulraum gesehen wurden. Noch wichtiger für die Pietisten war es, das ganze flache Land durch einträchtiges Zusammenwirken von Kirchenpatronen, die vornehmlich Junker waren, Pastoren und Lehrern geistig zu beherrschen. Darum der Kampf um den ihnen genehmen Pastor und darum auch der um führende Positionen bei der Ausbildung der Dorfschullehrer.

Bismarck war in einen tiefen Widerspruch geraten: Im Adelsland Pommern war er einerseits endgültig wurzelfest geworden, andererseits fühlte er sich zunehmend unzufrieden mit dem ländlichen Dasein und seinem Beruf. Sein ruheloses Hin- und Herpendeln in verschiedenen Gruppierungen der Gutsbesitzer, seine verschwommene Zwischenstellung in Fragen der Weltanschauung – alles drängte zur Entscheidung. Weder konnte er, wie es seinem Vater durchaus noch möglich war, den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und in Formen konventioneller Frömmigkeit und staatlicher Ergebenheit selbstzufrieden ein Krautjunkerleben führen, noch vermochte er auf die Dauer in geistig regsameren Adelskreisen eine Randfigur abzugeben. Manches Unbestimmte seiner Position war nicht nur für ihn zermürbend, sondern auch hinderlich für seine gesellschaftliche Karriere. Um voranzu-

kommen, musste er sich irgendwo anschließen; um gefördert zu werden, bedurfte er der Gönner ebenso wie des politisch-sozialen Rückhalts. Zu den Pietisten trat er im Frühjahr 1843 in Beziehung. Was sich ihm bot, war nicht gering: Erlösung aus mancher Vereinsamung, menschliche, weltanschauliche und politische Bindung, eine allerdings, wie er sie wünschte, nach eigener Façon. Mit wie vielen inneren Vorbehalten er sich auch allmählich einer weiteren und engeren Gemeinschaft anschloss, es war ein Wegzeichen gesetzt, als er seinen ersten Zeitungsartikel am 8. Februar 1843 Adolf von Thadden vorlas. Bei ihm konnte er sicher sein, mit seiner hitzigen Verteidigung der junkerlichen Jagdprivilegien Gehör und volles Verständnis zu finden. Offensichtlich wollte man in Sachen Politik usammenarbeiten – zu mehr ist es weder beim jüngeren Bismarck noch beim älteren Thadden gekommen.

Menschlich ernsthaftere und bedeutsamere Beziehungen wurden in jener Zeit mit Thaddens Tochter Marie geknüpft. Am 7. Februar berichtete sie ihrem Verlobten Moritz von Blanckenburg von einem Gespräch, das sie am Vortage mit Bismarck gehabt hatte: »Ich habe noch nie Jemanden seinen Unglauben oder vielmehr Pantheismus so frei und klar auseinandersetzen hören ...« Mit Erschrecken vermerkt sie Bismarcks »stete bodenlose Langeweile und Leere« und sein offenbar mit Leidenschaft hervorgebrachtes Bekenntnis: »Wie kann ich denn glauben, da ich doch einmal keinen Glauben gehabt habe: der muß entweder in mich hineinfahren oder ohne mein Zutun und Wollen in mir aufschießen! Er war sehr aufgereggt, wurde manchmal dunkelrot, konnte aber doch nicht fortkommen.« Was Marie mit menschlicher Sympathie und in pietistischer Sorge um das Seelenheil des Gesprächspartners mitzuteilen wusste, ist überraschend. Ungewöhnlich erregt schien er aus sich herausgegangen zu sein, der doch sonst geneigt war, Glaubensfragen mit leichter Zunge abzutun – weshalb er schon früher »für einen gottlosen Spötter« gehalten wurde. Bereits aus der Aachener Referendarzeit stammte jedoch eine frappierende Aussage: »Ich bemerke nur«, schrieb er damals an Bernhard, »daß Du mir zu wenig Besonnenheit zumutest, wenn Du mich für einen Atheisten hältst.« Bismarck beruft sich hier auf eine Eigenschaft, die praktische Vernunft hinsichtlich der Religion geltend macht. Er verwahrt sich gegen eine Position, die ihn zu weit vom Überkommenen wegführen könnte.

Für die Fähnrisse eines tiefergehenden weltanschaulichen Standortwechsels hatte Otto von Bismarck einen sicheren Instinkt. Gewisse Ungläubigkeiten konnte er sich leisten, warum auch nicht? Er lebte in einer Zeit rationalistischer Christus- und Bibelanalysen, die seinem ausgeprägt kritischen Gespür fürs Menschlich-Allzumenschliche auch im Religiösen ansprachen. Er mochte die menschliche Erkenntnismöglichkeit göttlichen Willens bezweifeln, mochte kritisch sein ob der »Auslegungen« des Gotteswortes, sofern sie

aus menschlichen Überlegungen kamen. Dennoch, er hütete sich davor, religiöse und damit letztlich auch soziale Grundpositionen zu verlassen. Die Existenz Gottes negierte er nicht, selbst nicht in seiner ungläubigsten Periode. Auch die erschrockene und besorgte Marie von Thadden schrieb an jenem 7. Februar 1843 mit einem Funken Hoffnung für ihn, er habe »doch noch eine gewisse Scheu vor dem blauen Dunstgebilde von Gott, was er sich gemacht hat«. Ein »blaues Dunstgebilde« also, »Deismus« und »pantheistische Beimischung« – das konnte der Christ wohl Unglauben nennen, aber doch nicht Atheismus. Bismarck wies diesen Vorwurf mit Recht zurück. Sein erster Kontakt mit den Pietisten zeigte: Mit ihnen gab es von vornherein und ohne weiteres in mehr als einer Hinsicht Bundesgenossenschaft. Doch im Religiösen war die Brücke zu ihnen noch schmal und schwach, auch wenn sie im Sinne einer eigenständigen, persönlich gefärbten Beziehung zu Gott ohne Priestervermittlung zu einem partiellen Anschluss verlocken konnte.

Moritz von Blanckenburg bemühte sich in redseligem und schreibwütigem Bekehrungseifer um Bismarcks ungläubige Seele. Keiner aus dem Kreise pommerscher Pietisten schien für diese Aufgabe so geeignet zu sein wie eben der älteste von Bismarcks Jugendfreunden, einst Mitschüler aus dem Berliner Gymnasium zum Grauen Kloster, Gutsnachbar auf Zimmerhausen und Cardemin und als zukünftiger Schwiegersonn Adolf von Thaddens ganz erfüllt vom Enthusiasmus des Neubekehrten. Die beiden trafen sich um Ostern 1843, und am 1. Mai eröffnete Blanckenburg unter der Überschrift »Freunde sind Menschen, die sich stets aus Liebe die Wahrheit sagen«, seine an Bismarck gerichtete Briefkanonade voller selbstgerecht eifernder Ergüsse. Innerhalb von vier Wochen erhielt Bismarck gleich drei, zunächst unbeantwortete Bekehrungsschreiben, deren religiös schwärmerischer Grundton ihm mit Sicherheit fremd bleiben musste.

Einen Monat später rühmte sich Moritz von Blanckenburg, er habe »mit kühner Hand und mutiger Zuversicht eine Million Laststeine« in Bismarcks Herz geworfen. Sie sollten »auf dem rechten Flecke drücken« und »selige Erkenntnis« bringen. Er wiederholte einen schon mündlich vorgetragenen Versuch seelischer Erpressung, indem er beteuerte, eine ihm eng vertraute, vom Tode gezeichnete Verwandte könne erst dann ruhig sterben, wenn sie ein sicheres Zeichen von Bismarcks Bekehrung habe. So solle, heißt es im Beschwörungs- und Bekehrungsbrief, »das Bild recht klar aufsteigen von der sterbenden Seele, die im Todeskampfe liegt bis sie Dich selig macht ...« Im Juli 1843 läßt Blanckenburg eine andere, Bismarcks Wesen fundamental verkennende Tirade los: »O Otto, Otto – es ist jedes Wort in Deinem Briefe wahr, und so muß Alles sein, so muß Du die Welt ansehen, so muß Du von Gott reden, den Du nicht kennst, so muß Du das elende Getreibe dieser Welt

reiche Empfindeleien, Schwelgen in Freundschaft und Liebe, Gefühlsüberladenheiten und weibliche Reinheitsideale, wie sie auch der sittenstrenge Ludwig von Gerlach (ihr »Onkel Ludwig«) haben wollte. So ergingen sie sich in ihrem Briefwechsel in einer romantischen Farbensymbolik, mit der sie einen rechten Kult betrieben: Echte Liebe, Treue, Feuer für den Kern der Existenz, so setzte Marie 1844 Johanna auseinander, bedeute Blau. Lebensvolles Ringen nach jeder Blüte und Frucht bedeute Rot, Weiß sei die heilige Flamme reiner und unsterblicher Liebe. Das von Jean Paul entlehnte Ideal der »hohen Frau« (Idoine im »Titan«), die sich durch ihr reformerisches Wirken als Herrscherin von Hohenfließ hervortut, konnten sie durchaus in Einklang bringen mit der Verklärung ihrer späteren Gutsherrinnenstellung.

Otto von Bismarck, der in ihrem Briefwechsel als interessanter Mann eine Rolle spielte und der unter literarischen Decknamen auftauchte, bezogen sie gern in ihre Schwärmereien von Glück und Liebe, reiner Seelengemeinschaft und religiöser Fürsorge ein. Doch gerade zur Teilnahme an dieser Lektüre vermochten sie ihn nicht zu verlocken, wie er sich auch energisch sträubte, sich à la Jean Pauls Gestalten zu kleiden.

Mit dieser Art pietistischer Seelenschwärmerei war Bismarck kaum zu gewinnen, wohl aber war er nachhaltig zu beeindrucken über sich entwickelnde menschliche Sympathien mit der einundzwanzigjährigen Marie von Thadden, einer üppigschönen, jungen Frau mit Herzenswärme und trotz aller Gebundenheit in den Lebens- und Glaubensformen pietistischer Frömmerei nicht ohne Sinnenfreude. Der wachsame Inquisitorblick Ludwig von Gerlachs vermerkte gerade in der Zeit ihrer Bekanntschaft mit Bismarck kritisch ihre Hinneigung zum Weltlich-Sinnlichen, und Marie selbst flüchtete sich mitunter mit spürbarer Angst davor unter den Schutzmantel religiöser Ergebenheit und beschwor geradezu die Sicherheit, die ihr von ihrem »guten Moritz« gegeben werden sollte.

Eins stellte sich bald heraus: Zwischen Marie und Otto entwickelten sich Affinitäten, die beiden glückvoll und leidvoll zu schaffen machten. Bismarck war tief berührt von der liebevollen Teilnahme der bereits Moritz von Blankenburg versprochenen Frau und konnte sich nicht versagen, immer wieder ihren Umgang zu suchen, ihr Verständnis, ihre Neckereien, ihren weiblichen Charme. Das Verhältnis wird besonders von Mariés Seite in zahlreichen Briefen beleuchtet, die in offener und häufig auch verdeckter Weise ihre Faszination widerspiegeln.

Mitunter klagte sie sich ob ihrer lebenszugewandten Neigungen in Briefen an die Freundin Johanna von Puttkamer selbst an: »... aber jetzt, bei mir die Liebe zur Welt und ihren Freuden, der Zauber des Lebens, die Töne und Funken, Farben! – Alles reizt, lockt, verführt Geliebte, ... in der Sehnsucht

nach Genuß des Lebens sind wir nur zu verwandt. Es wäre mir schrecklich schwer, wenn Du noch später näher bekannt würdest u. Du ihn (Otto v. Bismarck) abhieltest vom Suchen nach Frieden, und ihn bestärktest in dem süßen Leichtsinn der Jugend. Es kommt mir ganz sonderbar vor, daß ich Dir das sage, und doch kann ich es nicht lassen.«

Die mädchenhafte Verwirrung, in die die junge Frau durch Bismarck geraten ist, schlägt hier um in eine mit leiser Eifersucht beschworene fromme Ermahnung an Johanna. Mitunter aber verraten Maries Briefe geradezu einen Aufruhr der Gefühle, den sie vor sich und anderen als Sorge um Bismarcks religiöse Bekehrung zu begründen und zu bändigen versucht – bangend davor, sich dessen voll bewusst zu werden und insgeheim doch wissend. Wäre ihr Verlobter, der »gute Moritz«, nicht so besessen gewesen von religiösem Bekehrungsseifer, er hätte es merken müssen, wie es innerlich um sie stand. So aber schien er, da Marie seinen Bekehrungswillen anspornte, nicht einmal zu ahnen, dass Bismarck nur ihretwegen seine aufdringlichen Ergüsse so lange ertrug, ehe er um Abbruch bat.

Otto von Bismarcks schwermütige Stimmungen wurden durch die von verhaltener Liebe erfüllte Teilnahme Maries an seinem Geschick noch verstärkt. Es machte den eigenen Reiz ihrer Beziehungen aus, dass beide die untergründigen Sehnsüchte und Affinitäten ihrer Herzen und Sinne ahnten. Selbst wenn man den empfindungsüberladenen Stil, dessen sich die Frauen der pommerschen Pietistenkreise bedienten, als Ausdruck ihrer besonderen Mentalität ansieht, Maries Beschäftigung mit Otto von Bismarck, seiner seelischen Verfassung und seinem überirdischen Wohl ist so intensiv und häufig, dass sie verräterisch wird für die höchst irdische Anziehungskraft, die dieser Mann auf sie ausübte. Neben einer Fülle von Stoßseufzern, mit denen sie Erlösung aus seinem Unglauben für ihn erlebte, oder aufmerksamem Registrieren von Veränderungen bei ihm, von der bestürzten Schilderung seiner offen bekannten Unfähigkeit zu glauben im Brief an Moritz vom 7. Februar 1843 bis zur Nachricht an Johanna am 11. September 1846, dass er nun »mit Ernst zu suchen« scheint, »wirklich die Bibel zu lesen, und nicht blos mit dem Verstand zu grübeln«, stehen Äußerungen wie die vom 9. Februar 1843 an Moritz, dass Bismarcks »einnehmende Persönlichkeit« sie gar zu sehr »besticht«, so dass sie »immer nicht recht an sein wüstes Leben glauben« könne, wenn sie ihn sehe. Der nichtsahnende Moritz ermunterte sie noch »zu mehr Liebe und Teilnahme für Otto«, und so tröstete sich Marie, »er liebt ihn sehr und macht mich ganz sicher, daß ich nie einen Hauch von seinem Glatteis zu befürchten habe«.

Harmlosigkeiten also? Dann dürfte jene überaus brisante Briefstelle nicht sein, in der Marie am 9. Mai 1843 bekennt: »Otto B. läßt sich nicht mehr in

Zimmerhausen blicken: sehr gut, denn den Vergleich könnte der gute M. nicht aushalten.« Es ist nicht zu verkennen, daß Marie sich der Unterschiede in den menschlichen Dimensionen gefährlich bewusst ist. Ihr »guter Moritz« ist treusorgend, fromm und zärtlich bis zur Wehleidigkeit, Bismarck aber ist voller Kraft und Leidenschaft, ein schwelendes Feuer, faszinierend für sie. Marie bangt um ihn, »wenn er nur nicht in der Flachheit, Gewöhnlichkeit Pommerns (!) und in den Genüssen des Lebens untergeht«, der Herr möge sich doch seiner erbarmen und ihn zum Frieden führen. Dann wieder bekennt sie in einem Brief aus dem Jahr 1845: »Otto ist mir in diesen Tagen viel näher getreten, als sonst in Wochen: wir haben uns die Hände gereicht, und ich glaube, daß es nicht eine vorübergehende Berührung gewesen sein wird ... Du hast es nie begreifen können, daß wir hinter seiner oft kalten Eleganz so viel suchen, und so mag es Dir auch lächerlich sein, daß ich nach solcher Freundschaft gegriffen habe; aber es beschäftigten mich die letzten Tage noch zu sehr, um sie schweigend übergehen zu können. Vielleicht ist mir diese Äußerung einer persönlichen Freiheit, diese Freundschaft mit einem hinterpommerschen Phönix, der für einen Ausbund von Wildheit und Arrogance gilt, auch so anziehend gewesen ... «

Selbst kleine weibliche Eitelkeiten sind hier im Spiel, ein halbbewusstes Verstecken hinter ihrem Mann, dem sie den Haupteinfluss auf Bismarck zuschieben will, aber auch Selbstbestätigung in der Herausnahme einer persönlichen Freiheit, die nicht des prickelnden Reizes eines Spiels mit dem Feuer entbehrt. Da gibt es Scherze und Neckereien, ernste Sorge und Fürsorge, sinnliche Anziehungen und zarte Lenkungsmanöver, eifrige Hilfsbereitschaft und Eifersucht, kurz: verhaltene, oft religiös verbrämte und mit Anstrengung gebändigte Liebe. Sie enthüllt sich dort am meisten, wo ein literarischer Bezug gewisse Verhüllungen zulässt. Von besonderer Aussagekraft sind die Stellen, die Marie bei der Lektüre von Goethes »Dichtung und Wahrheit« berühren. Da verweist sie im Brief an Johanna auf die »Geschichte mit Lili« und schreibt: »... es zog mich wunderbar an« ... eine »Menschenkenntnis so viel Verwandtes, Bekanntes, ich konnte mich nicht losmachen, ohne doch zu wissen, warum ich gefesselt war. Lies es, – auch von Friederike ... und ... von der Entstehung und Veranlassung zu Werther, einzig schön, doch sehr arrogant und kalt.«

Folgt man ihrer Aufforderung zur Lektüre, so stößt man gerade bei der an erster Stelle genannten »Geschichte mit Lili« auf eine Vielzahl von inneren Bezügen, die Marie bei Goethes Liebe zu Lili Schönemann verwandt berührt haben müssen. Das Erlebnis innerer Gemeinsamkeit und Nähe zwischen zwei Menschen im Kreis allgemeiner Geselligkeit konnte sie durch den Umgang mit Otto nachfühlen. Und wie sollte Marie nach ihren häufigen Gesprä-

chen mit Bismarck nicht Goethes Frage verstehen: »Wie wollte man sich aber von dem Innern unterhalten, ohne sich gegenseitig aufzuschließen?«

An anderer Stelle spricht Marie von Blanckenburg von den »Wahlverwandtschaften«, anschließend an Meditationen über »die Unreinheit und dann wieder die Untreue der menschlichen Liebe« – ein Problem, das sie – wie es an Johanna am 25. Januar 1845 heißt – »sehr beschäftigt«. Sie gesteht es erschrocken: »Ich habe die Wahlverwandtschaften in der Hand gehabt und sie halb gelesen, d. h. das Ende, wie eine finstere dämonische Welt stehn sie mir vor, – ich habe sie fortgelegt, weil sie doch leicht über mich Gewalt bekommen könnten.« Man gewahrt, wie Marie mit ihren Gedanken und Gefühlen zu kämpfen hat; in freudigem Wiedererkennen erlebt sie zwar Verwandtes und Bekanntes aufkeimender Liebe in der Literatur, aber sie weicht angstvoll zurück, wenn ihr die Tragik unerfüllter Verbindungen begegnet.

Maries Wesen ist beziehungsreicher als das Johannas, nicht nur in der Aufgeschlossenheit gegenüber Beethoven, zu dem die Freundin noch keinen Zugang hat, sondern auch in der zu Shakespeare, bei dem sich die Geister wiederum scheiden. Johanna sieht in »Romeo und Julia« offenbar leicht rügend »flackernde Leidenschaft«, wo Marie »blaue Tiefe« erkennen will, und darunter versteht sie, wie sie wörtlich Jean Pauls »Titan« entnimmt, »die Treue, die rechte, die keine Tugend und keine Empfindung ist, sondern das Feuer selber, das den Kern der Existenz ewig belebt und erhält«. Dabei ist sich Marie ihres für ihre pietistische Gottergebenheit zu leidenschaftlichen Temperaments wohl bewusst und zitiert reumütig den Vorwurf, den ihr die frömmelnde Elisabeth von Mittelstädt macht: »Wenn Dir der unbeschreibliche Gottes Segen Deiner Führung doch immer recht vor Augen stände, Du müßtest stiller und klarer sein, mehr Frieden haben, nicht in alle Himmel greifen«, und Marie fügt diesen betschwesterlichen Ermahnungen schuld-bewusst hinzu: »Ach, Johanna, wie wahr, wie wahr.«

Was sie lust- und leidvoll bewegt, bezeichnet sie selbst einmal als »Erdelust«, offensichtlich in naiver Unkenntnis dessen, dass diese ihr besonderen Reiz verlieh. Nicht eine blaustrümpfige Landpomeranze hätte auf Bismarck auch als Gesprächspartnerin so anziehend wirken können, wohl aber eine junge Frau, die wissensdurstig an ihre Freundin Johanna schreiben konnte: »Daß Ihr in Carlsbad so einsam lebt ..., tut mir sehr leid. Daß die Reddentiner niemand kennen lernen, finde ich sehr einseitig. Ich habe in Bädern eine wahre Wuth auf junge Mädchen gehabt, namentlich Ausländerinnen, und manche Bekanntschaft mit Haaren herbeigezogen. Ich finde, man wird im gewöhnlichen heimatlichen Ideenkreise unvermerkt so eng, daß man herzlich froh sein sollte, fremde Eigentümlichkeiten und Ansichten kennen zu lernen.«

Im Kern wird hier das auch von Bismarck lebhaft empfundene Sektenwesen der Pommerschen Pietisten kritisiert, ihre geistige Abgeschlossenheit; in Gesprächen mit Marie wird er gewahr, dass sie im Regionalen, Moralischen und Religiösen über die allzu eng gezogenen Schranken hinausdrängt. Es rührt ihn an, was seinem Charakter verwandt ist.

Auffällig ist, wie Marie immer wieder angezogen und erregt wird von Problemen unerfüllter Liebesbeziehungen zwischen den Menschen. So berichtet sie im Juli 1845, also nach ihrer Verheiratung, ihrer Freundin Johanna über »warme verwandte Gespräche« mit Zitelmann, Moritzens Freund. Er »sprach viel Heidnisches aus, weil er kein Christ ist«, meinte sie entschuldigend, »aber ein durchgehendes Verstehen verband uns«.

Es gebe, so habe Zitelmann gesagt, viele Menschen, die lange dahingleben, ohne eine tiefe Liebe zu empfinden, die zu lieben glaubten, ja heirateten, ohne sie zu kennen. Aber wehe, wenn noch nach geschlossener Ehe die wahre Wesenserfüllung ihnen entgegentrete, dann fingen sie erst an zu leben, dann rühre sich der höhere Pulsschlag ihres Wesens – aber um für ewig unglücklich in der Ehe zu werden. »Schauderhafte, doch anziehende Wahrheit, – in dieser Ansicht«, so fügte Marie hinzu, und: »Ich sprach von der Kraft der Religion, solcher Versuchung zu widerstehen, fand aber wenig Verständnis ... Romeo und Julia, das ist der Ausdruck der Liebe, die er meint.«

Im selben Brief erzählt Marie, dass sie ausgerechnet »Romeo und Julia« im geselligen Kreis mit Bismarck gelesen habe. »Kannst Du es glauben? Ademar – das ist in Jean-Paulscher Namensverschlüsselung das Deckwort für Otto von Bismarck – las den Liebhaber gegen mich, ich glaube nicht, daß es Bosheit des Wirts war, sondern Zufall.« Und offenbar ist Marie dabei so in innere Bewegung geraten, dass sie der Freundin hinterher berichten muss: »Ich hatte so viele Wahrheiten zu sagen, die mir aus der Seele kamen, mit so viel Mutwillen, daß ich Alles vergaß, was mich hätte verlegen machen können; sogar die sehr unanständigen Stellen, die wir gegenseitig durch Moritz's Vermittlung verabredetermaßen ausließen.« Das ist ein kühnes Bekenntnis der jungen Frau; hier klingen Töne an, die die sonstigen jean-paulisierenden Seelenergüsse durchbrechen. Die Liebe bringt es an den Tag: Maries leidenschaftliches Wesen, ihr Sehnen nach einer stärkeren Beziehung, nach »Erdelust« trotz allen Mühens um fromme Gottergebenheit. Sie spürt und weiß, dass ihre Ehe mit dem frömmelnden Moritz nicht jene Lebenserfüllung bringen wird, die bei jenem anderen, dem »Platonischen« – das ist Bismarck –, möglich wäre.

Maries Herz scheint am meisten bewegt, als sie sich bemüht, Otto der Freundin zuzuführen, das heißt, ihm und seinen Gefühlen für sie zu entsagen.

